HDO

Themenheft 2024

journal

Pionierinnen, Visionärinnen, Kämpferinnen

Frauen aus dem östlichen Europa

www.hdo.bayern.de

HDO-Journal
digital

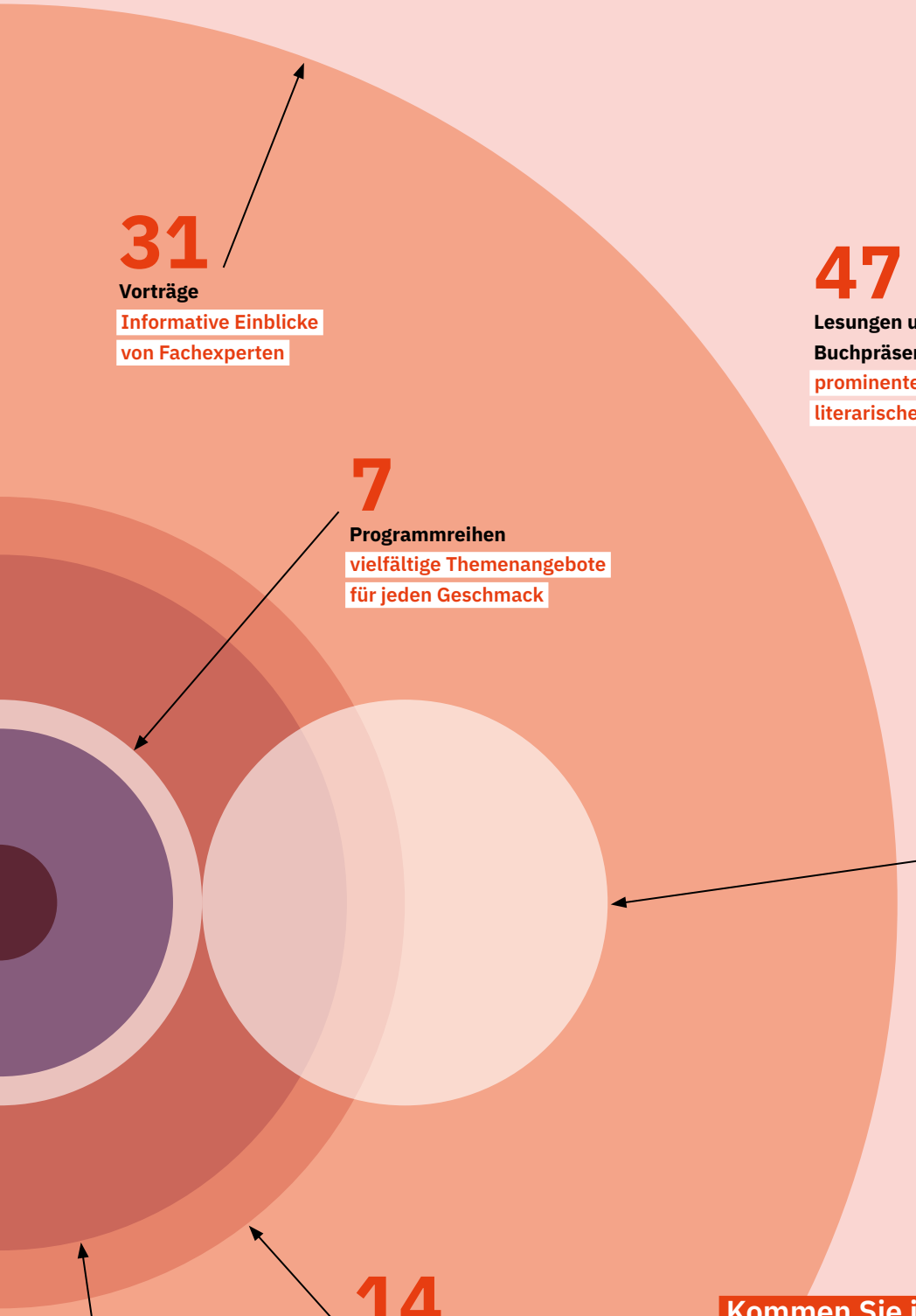
Themenheft 2024

journal

Pionierinnen, Visionärinnen, Kämpferinnen

Frauen aus dem östlichen Europa

Das Haus des Deutschen Ostens
2022 – 2024



31
Vorträge
Informative Einblicke von Fachexperten

47
Lesungen und Buchpräsentationen
prominente Autoren und literarische Entdeckungen

7
Programmreihen
vielfältige Themenangebote für jeden Geschmack

7
Seminare, Tagungen und Studientage
Wissensvertiefung in verschiedenen Themenbereichen

14
Ausstellungen
spannende Themen und beeindruckende Kunstwerke

12
Filmabende
ausgewählte Filme und Talks mit Filmschaffenden

Kommen Sie ins Haus des Deutschen Ostens und entdecken Sie die kulturelle Vielfalt und die fesselnde Geschichte der Deutschen aus dem östlichen Europa!

2022 – 2024 _
Die Highlights

HDO
Haus des Deutschen Ostens

aus des
eutschen Ostens

Inhalt

04 Das Haus des Deutschen Ostens

06 2022 – 2024 _ Die Highlights

10 Editorial _ *Prof. Dr. Andreas Otto Weber*

Titelthema _
Frauen – Flucht, Vertreibung, Deportation, Integration

14 *Lilia Antipow | Patricia Erkenberg | Andreas Otto Weber* _ **Die Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen“**

18 „Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ – Eine Wanderausstellung, die neue Maßstäbe setzt

20 *Lilia Antipow* _ **Der Tanz _ Eine Obsession**

28 *Roland Kulik* _ **„Überleben ist alles!“ _ Die Kronstädterin Marianne Kretschmer im sowjetischen Arbeitslager**

31 Aus Erinnerungen von Gerti Weickmann (geb. Kondert)

34 *Lilia Antipow* _ **„... und alles ist tot“ _ Leben und Sterben von Katharina Göhring (1892 – 1947), einer Deutschen aus der Ukraine**

42 *Manfred Kittel* _ **Der Lastenausgleich und die Frauen**

46 *Wolfgang Schwarz | Andreas Otto Weber* _ **Im Fokus _ Caro Matzko _ Ein Interview**

52 *Lilia Antipow* _ **„zeugin aus zufall und bleiguss“ _ Elke und Elisabeth Bludau _ Die Zeugin als Entität**

Thema _
Der Aufbruch der Frauen

60 *Lara Theobalt* _ **Rosa Klauber _ Eine Frau an der Spitze**

64 *Petra Dombrowski* _ **Vorsicht! Agentinnen schreiben mit!**

67 *Patricia Erkenberg* _ **Drei Frauen reisen durch die Welt _ Larissa Reissner, Alma Karlin, Maria Leitner**

72 *Johann Schneider* _ **Fairy von Lilienfeld _ Drei Leben einer Frau im Europa des 20. Jahrhunderts**

77 *Patricia Erkenberg* _ **Die Revolution des Ehelebens _ Beate Uhse**

Thema _
Aktuelle Positionen

82 *Christa Wandschneider* _ **Frauenarbeit im Verband der Siebenbürger Sachsen**

87 *Lilia Antipow* _ **Die Wischauer Festtracht zwischen Ordnung und Chaos**

95 *Heinke Fabritius* _ **Siebenbürgen im Gepäck _ Drei Frauen – drei Generationen _ drei künstlerische Selbstentwürfe zwischen Deutschland und Rumänien**

102 *Alfred Stoll* _ **Kunst und Gender _ Metamoderne Fluidität**

Thema _
HDO in Bayern, Deutschland und Europa

112 *Andreas Otto Weber* _ **Geschichte Mittel- und Ostmitteleuropas transkulturell – HDO Studientage 2022 – 2024**

121 *Andreas Otto Weber* _ **„Ungarn und Europa in Vergangenheit und Gegenwart“ _ Studienreise**

128 **Autorinnen lesen! _**

Bücher im Gespräch

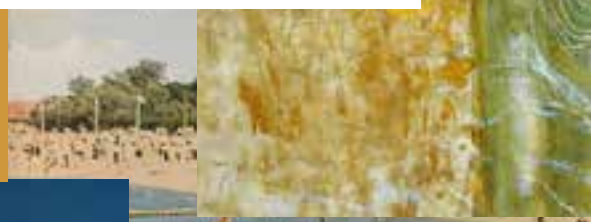
129 *Patricia Erkenberg* _ **Die Lebensreise einer Familie durch Sturm und Stein _** Rez. zu: Irene Langemann „Das Gedächtnis der Töchter“ (2023)

131 *Josef Balazs* _ **Nachdenken über Ioana P. und ihren Roman „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen“ (2021)**

Die HDO-Bibliothek als Archiv der Erinnerung

133 *Lilia Antipow* _ **„Graue Zeiten – Bunte Seiten. Deutschsprachige Kinder- und Jugendbücher im sozialistischen Rumänien“. Eine virtuelle Ausstellung**

135 *Lilia Antipow* _ **Ein neues Zuhause für die Schätze der Ostdeutschen Heimatstube Schwäbisch Hall**



Direktor des Hauses des Deutschen Ostens,
Professor Dr. Andreas Otto Weber _ Editorial

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Freunde des Hauses des Deutschen Ostens,
nach der Jubiläumsausgabe zum 50-jährigen Bestehen des HDO halten Sie nun die zweite Ausgabe des HDO-Journals im neuen Gewand in den Händen. Die Publikation versteht sich als Erweiterung unserer kulturvermittelnden Tätigkeit, insbesondere unserer eigenen Ausstellungsprojekte. Nach der HDO-Jubiläumsausstellung „Wer bin Ich? Wer sind Wir? – Zu Identitäten der Deutschen aus dem östlichen Europa“ haben wir uns mit der Ausstellung „Ungehört – Die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ einem zu lange vernachlässigten Thema gewidmet: dem Schicksal der heimatvertriebenen und geflüchteten deutschen Frauen, zu dem bisher weder eine Ausstellung noch eine grundlegende Darstellung vorhanden war. Wir wollten Flucht, Vertreibung und Integration aus weiblicher Sicht beschreiben und dabei den Blick auf die Erfahrungen und Herausforderungen lenken, mit denen Frauen konfrontiert wurden. Die Ausstellung und das von uns erarbeitete gleichnamige Begleitbuch verstanden sich als erster Schritt, den Schicksalen und den Leistungen der Frauen endlich die gebührende Beachtung zu geben. Zudem wollten wir einen Anstoß für die weitere Diskussion darüber geben.

Das Thema durch zusätzliche Beiträge und Aspekte zu erweitern – diesem Ziel dient auch die vorliegende Ausgabe des HDO-Journals, dessen Schwerpunkt auf der Geschichte der deutschen Frauen aus dem östlichen Europa liegt.

Am Anfang des ersten Teils des Journals – „Frauen – Flucht, Vertreibung, Integration“ – steht die Einführung in die Konzeption, den Inhalt und die Gestaltung der letztgenannten Ausstellung. Danach folgen thematische Erweiterungen, die sich zum Teil direkt aus den Lebensgeschichten unserer Zeitzeuginnen ergeben. So befasst sich Dr. Lilia Antipow in ihrem Text „Der Tanz. Eine Obsession“ mit der Zeitzeugin Ria Schneider, die lange Zeit als Tänzerin und Tanzpädagogin tätig war. Ihr Leben als Donauschwäbin aus der Batschka (heute Serbien) wird dabei in allen Lebensstationen beleuchtet.

Der Siebenbürger Sachse Roland Kulik beleuchtet mithilfe eines Zeitzeugenberichts das Schicksal seiner Mutter Marianne Kretschmer, einer gebürtigen Kronstädterin, die wie zahlreiche andere Deutsche in Rumänien kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges zur Zwangsarbeit in ein sowjetisches Arbeitslager deportiert wurde.

Dr. Lilia Antipow, selbst Angehörige der in Deutschland lebenden Deutschen aus Russland, gibt in „...und alles ist tot“ Einblick in die von mehrfacher Zwangsmigration und Deportation gekennzeichnete Lebensgeschichte ihrer Großmutter Katharina Göhring, einer Deutschen aus der Ukraine. In einem weiteren Beitrag beschreibt Dr. Lilia Antipow die Beschäftigung der Künstlerin und Fotografin Elke Bludau mit den von ihr aufgefundenen Gedichten ihrer schlesischen Großmutter Elisabeth Bludau. Unter dem Titel „zettel/heimat“ erschienen 2021 die Gedichte von Großmutter und Enkelin Bludau. Im Dezember 2023 präsentierte die Autorin diesen Band im HDO im Rahmen der Programmreihe „Frauen schreiben Geschichte(n)“.

Der renommierte Historiker, Professor Dr. Manfred Kittel, zeigt in seinem Beitrag, welche Bedeutung der Lastenausgleich für die durch Flucht und Vertreibung mittellos gewordenen Frauen hatte. Damit gibt er, basierend auf seinem Buch „Die Stiefkinder des Wirtschaftswunders“, einen frauenspezifischen Überblick über die sozialpolitischen Leistungen des Lastenausgleichs und dessen Grenzen.

Im gleichen Teil des Journals finden Sie die Druckfassung eines Podiumsgesprächs, das Dr. Wolfgang Schwarz, der Kulturreferent für die böhmischen Länder beim Adalbert Stifter Verein e.V., und ich mit der Fernsehjournalistin und Moderatorin Caro Matzko im Februar 2024 führten. In diesem Gespräch berichtete Frau Matzko über ihre Beschäftigung mit dem Flüchtlingsschicksal ihres ostpreußischen Vaters und über die Spuren, die seine tragischen Kindheitserfahrungen in ihrer eigenen Seele hinterlassen haben.

Der zweite Teil des Journals trägt den Titel „Der Aufbruch der Frauen“. Darin stellen wir außergewöhnliche Frauen aus dem östlichen Europa und deren Lebenswege vor.

Haus des

Lara Theobalt, Kuratorin am Jüdischen Museum München, folgt der Karriere der böhmischen Jüdin Rosa Klauber, der Gründerin der auf Zwirnspitzenprodukte spezialisierten und nach ihr benannten Münchner Textilhandlung. Petra Dombrowski bietet Ihnen einen Einblick in die von ihr konzipierte und gestaltete Ausstellung „Vorsicht! Agentinnen schreiben mit!“, die 2025 im HDO zu sehen sein wird. Patricia Erkenberg stellt drei wiederveröffentlichte Bücher von Frauen vor, die in der Zeit der Weimarer Republik literarische Reiseberichte verfasst haben und damit berühmt wurden. Regionalbischof des Bischofssprengels Magdeburg der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland, Dr. Johann Schneider, folgt dem Lebensweg der 1917 in Riga geborenen Adeligen und Theologin, Professorin Dr. Fairy von Lilienfeld, zwischen Riga, Pommern, Jena und Erlangen. Mit einer Lebensbeschreibung der in Ostpreußen geborenen Unternehmerin und Pionierin der sexuellen Aufklärung Beate Uhse schließt Patricia Erkenberg diesen Teil des Journals ab.

Der dritte Themenschwerpunkt dieses HDO-Journals – „Aktuelle Positionen“ – geht auf gesellschaftliche und künstlerische Entwicklungen ein, die kennzeichnend für die Frauen in der Gegenwart sind. Die Siebenbürgerin Christa Wandschneider bietet einen Überblick über die Frauenarbeit im Verband der Siebenbürger Sachsen. Dr. Lilia Antipow gibt in ihrem Beitrag „Die Wischauer Festtracht zwischen Ordnung und Chaos“ Einblick in ein Ausstellungs- und Publikationsprojekt des HDO und der Heimatpflegerin der Sudetendeutschen über die reiche und bunte Trachtenwelt der Deutschen in der ehemaligen Wischauer Sprachinsel in Südmähren. Die Kulturreferentin der Siebenbürger Sachsen, Dr. Heinke Fabritius, thematisiert anhand des mehrere Generationen umfassenden künstlerischen Schaffens dreier Frauen – der Malerin Katharina Zipser, ihrer Tochter, der Bildhauerin Pomona Zipser, und der Enkelin, Malerin und Performance-Künstlerin Elena Zipser – weibliche künstlerische Selbstentwürfe zwischen Deutschland und Rumänien. Zum Abschluss dieses Teils des Journals gibt der Nürnberger Künstler Alfred Stoll, ein Deutscher aus Russland, einen Einblick in seine digitale Bilderwelt, die sich im Spannungsfeld zwischen Kunst, Gender und metamoderner Fluidität bewegt.

Neben diesen Themenschwerpunkten bieten wir Ihnen weitere Einblicke in unsere Kultur- und Bildungsarbeit. In einem Bericht ziehe ich eine Bilanz der HDO-Studientage der Jahre 2022 bis 2024 in Kloster Banz, die sich mit Kirche und Mission, Glaubensflüchtlingen und Urbanismus zwischen dem Alten Reich und seinen östlichen Nachbarregionen beschäftigten. Ein weiterer Bericht von mir hat unsere Studienreise „Ungarn und Europa in Vergangenheit und Gegenwart“ zum Thema. Dem gleichen Zweck dienen eine Bildreportage über das HDO 2022 – 2024 und weitere Beiträge.

Liebe Leserinnen und Leser,
liebe Besucherinnen und Besucher des HDO,
ich wünsche Ihnen gemeinsam mit allen Autorinnen und Autoren eine interessante und anregende Lektüre! Wir danken Ihnen für Ihre Unterstützung und Ihr Vertrauen und freuen uns darauf, Sie bald wieder als Besucher im HDO zu begrüßen.

Herzliche Grüße aus dem HDO!
Ihr

Prof. Dr. Andreas Otto Weber
Direktor des Hauses des Deutschen Ostens

Titelthema _
Frauen – Flucht, Vertreibung, Deportation, Integration

Lilia Antipow / Patricia Erkenberg / Andreas Otto Weber

Die Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen“

„Meine Mutter hat es wieder mal erkämpft und erfochten! […] Sie wollte, dass wir überleben, sie wollte uns beschützen, sie wollte für ihre Familie einfach tun, was in ihren Kräften stand.“

Ria Schneider

Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten Millionen von Deutschen ihre Heimat im östlichen Europa verlassen. Anders als bei der Vertreibung, war die Flucht vor allem eine Erfahrung der Frauen: Denn aufgrund der kriegsbedingten Abwesenheit der Männer waren sie es, die sich auf den sehr beschwerlichen Weg nach Westen durch Kriegs- und Nachkriegschaos machen mussten. Als Mütter und Großmütter, Schwestern und Tanten traten sie – zusammen mit den Kindern und Alten – die Reise ins Ungewisse an. Vielen fiel es schwer, jemals darüber zu reden, das körperliche und seelische Trauma in Worte zu fassen. Andere bewältigten das Erlebte, indem sie immer und immer wieder davon berichteten. Nur zu oft fanden sie weder in ihren Familien noch in der westdeutschen Aufnahmegesellschaft willige Zuhörer.

Gertrud Müller

Die schlesische Adelige Marianne von Lieres (1930–2021) und Herr Gruschka, der polnische Kutscher, auf der Flucht, 1945 *(© Lona von Lieres / Privatarchiv der Familie von Lieres)*

In der Politik, in den Medien, Künsten und der Literatur der frühen Bundesrepublik, kurz: in der Erinnerungskultur, feierte man die geflüchteten und vertriebenen Frauen als „Opfer“ und „Heldinnen“. Männer standen zunächst eher in deren Schatten. Die Feminisierung des westdeutschen Flucht- und Vertreibungsdiskurses hatte identitäts-, geschichts- und erinnerungspolitische Funktionen: Die Nachkriegsgesellschaft konnte auf diese Weise auch für die Deutschen eine Opferrolle während des Zweiten Weltkriegs in Anspruch nehmen. Gleichzeitig wurde ihre mögliche Täterrolle relativiert, die vor allem mit Männern in Verbindung gebracht wurde.[1]

Seit den 1960er Jahren änderte sich der Blickwinkel: Zu Objekten der Erinnerungskultur wie der Geschichtsschreibung über die Flucht und Vertreibung wurden nun für die folgenden drei Jahrzehnte überwiegend Männer. Erst seit den 1990er Jahren, mit den Kriegen in Jugoslawien, die Massenopfer unter den Frauen forderten, rückte auch das Schicksal der heimatvertriebenen und geflüchteten deutschen Frauen wieder in den Fokus des öffentlichen und wissenschaftlichen Interesses. Eine grundlegende Auseinandersetzung mit diesem facettenreichen Thema liegt jedoch bis heute nicht vor.

Das Ausstellungsprojekt „Ungehört – die Geschichte der Frauen“, das 2023 von Sylvia Stierstorfer MdL a.D., der Beauftragten der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene a.D., initiiert und vom Haus des Deutschen Ostens (HDO) München realisiert wurde, wagt einen ersten Schritt in diese Richtung und will einen Anstoß für die weitere Diskussion darüber geben. Es stellt Flucht, Vertreibung und Integration aus weiblicher Sicht dar. Dabei lenkt es den Blick auf Erfahrungen und Herausforderungen, mit denen Frauen konfrontiert wurden, spricht mit aller Offenheit von ihren Verlusten, würdigt ihre Erfolge und Leistungen.

Im Mittelpunkt von „Ungehört – die Geschichte der Frauen“ stehen individuelle Geschichten von sechs Zeitzeuginnen, die aus unterschiedlichen Regionen des östlichen Europa stammen: von Rosmarie Becker aus Pommern (heute Polen), Edith Gleisl aus Ostpreußen (heute Russland), Gertrud Müller aus Oberschlesien (heute Polen), Friederike Niesner und Emma Weis aus Mähren (heute Tschechien) und Ria Schneider aus der Batschka (heute Serbien).

Ria Schneider

Grundlage hierfür bilden lebensbiografische Interviews, die 2021–2022 mit ihnen geführt wurden.

Das Rahmenkonzept des Projekts erarbeitete Daniela Neri-Ultsch. Sie führte auch die Zeitzeugininneninterviews durch, mit denen der „Stimme der Frauen“ Raum gegeben wurde. In ihrem Beitrag

1 So in: Scholz, „Als die Frauen ihren Mann stehen mussten“, S. 33.

für das Begleitbuch der Ausstellung bietet Neri-Ultsch außerdem einen Überblick zu den Lebensgeschichten der sechs Zeitzeuginnen entlang der Kernthemen und Problemfelder des Projektes. Dabei werden Spuren der Geschichte in individuellen Lebensläufen freigelegt und gleichzeitig gezeigt, welch ausnehmende wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rolle die Frauen in den Jahren von Flucht, Vertreibung und Integration spielten.

Auf 14 Einzeltafeln thematisiert die Ausstellung die Ereignisse und Entwicklungen der deutschen und europäischen Geschichte der Jahre 1933 bis 1970, die den allgemeinen Rahmen der Biografien unserer Zeitzeuginnen bildeten. Ihre Erfahrungen von Flucht, Vertreibung und Integration, die sie mit ihren weiblichen Familienangehörigen teilten, stehen dabei exemplarisch für Millionen deutscher Frauen, die wie sie nach dem Zweiten Weltkrieg von der Zwangsmigration betroffen waren. Neben Historikerinnen und Historikern kommen dabei nochmals die Zeitzeuginnen zu Wort, deren Interviews zu ausgewählten Themen an den Medienstationen in der Präsenzausstellung oder auf unserem YouTube-Kanal HDOnline zu sehen sind und im nahe an gesprochenen Original bleibenden Kurzfassungen im Begleitbuch veröffentlicht werden.

Die Ausstellung beginnt mit der Zeit der NS-Herrschaft, die zur Vorgeschichte von Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem östlichen Europa gehört und für deren historische Erklärung und Einordnung unverzichtbar ist.

Emma Weis

„Meine Mutter war durch die Vertreibung so gestört, dass ich mit meiner Mutter nichts bereden oder besprechen konnte. Das ging einfach nicht. Das, was sie erlebt hat, das was sie erlitten hat, das hat sie so oft erzählt und darüber geredet. Da hat man einfach gar keinen Platz gehabt. Das war einfach zu schlimm.“

Emma Weis

Friederike Niesner

Eröffnung der Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ im Haus des Deutschen Ostens München, 1. Reihe, v.l.n.r.: Prof. Dr. Daniela Neri-Ultsch, Gertrud Müller, Emma Weis, Rosmarie Becker, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Dr. Petra Loibl, Dr. Lilia Antipow, Friederike Niesner, Rosina Reim, Ria Schneider. 2. Reihe v.l.n.r.: Verleger Michael Volk, Martina Kerl, Patricia Erkenberg. 28. November 2023
© HDO

Edith Gleisl

Das Haus des Deutschen Ostens zeigte vom 16. Juni bis 31. Juli 2023 und vom 23. November 2023 bis 12. April 2024 die Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ →

Ausstellungpräsentation im Haus des Deutschen Ostens München, November 2023 – April 2024 / *© Lilia Antipow*

Rosmarie Becker

Der Fokus liegt dabei zunächst auf der von der Geschichtsforschung jahrzehntelang wenig beachteten Rolle der Frauen als Akteurinnen im NS-Regime, in dessen Staats- und Parteistrukturen, in den Massenorganisationen und – das war eine Besonderheit in den Siedlungsgebieten der deutschen Minderheiten im östlichen Europa – in den deutschen Kulturbünden. Weitere Themen sind die Beteiligung der Frauen am Widerstand gegen dieses Regime und ihre Betroffenheit als Opfer der NS-Herrschaft, sei es aus politischen – wie die Kommunistinnen –, aus religiösen – wie die Zeuginnen Jehovas – oder anderen Gründen. Die unfassbare Gewalt und Brutalität des Regimes erfuhren vor allem rassisch verfolgte nichtdeutsche Frauen, wie Jüdinnen, Romnja und Sintezze. Auch ihr Schicksal ist ein Thema dieser Ausstellung.

Bereits in ihren Herkunftsgebieten im östlichen Europa hatten weibliche Angehörige der deutschen Minderheiten beim Einmarsch der Roten Armee Erfahrungen mit brachialer Gewalt – Mord, Raub und Vergewaltigungen – gemacht.

Mit der Zwangsmigration, mit Flucht und Vertreibung verloren die Frauen mit ihrer bisherigen Lebens- und Erfahrungswelt auch ihren materiellen Besitz. Nun galt es, fernab der Heimat mit existenziellen Problemen fertig zu werden: mit beengten Wohnverhältnissen in Notunterkünften, mit dem Hunger und dem Lebensmittelmangel, mit dem Verlust des bisherigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Status, mit dem geringen Einkommen und der Ablehnung oder gar Demütigung durch die zwar deutschsprachige, aber fremde Umgebung, die den Neuankömmlingen bei weitem nicht immer mit Verständnis und Hilfsbereitschaft begegnete. Es galt, eine neue Existenz und neue soziale Netzwerke aufzubauen, die Familie durchzubringen und zusammenzuhalten, sich in die Aufnahmegesellschaft zu integrieren und einen Platz darin zu finden.

Die Ausstellung zeigt dabei,

- welche genderspezifischen Bewältigungsstrategien Frauen während Flucht, Vertreibung und Integration einsetzten;
- welche Handlungs- und Mitgestaltungsräume in Politik und Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur sich für sie in der wirtschaftlichen und sozialen Grenzsituation nach Kriegsende und in den Jahren des „Wirtschaftswunders“ eröffneten, und welche Chancen sich daraus für die Frauenemanzipation ergaben;
- inwiefern die aus der Heimat mitgebrachten Prägungen und Sozialisationserfahrungen sowie das Flucht- und Vertreibungsschicksal ihr politisches und zivilgesellschaftliches Engagement förderten und sie für frauenrechtliche Fragen sensibilisierten;
- welche Bedeutung die Herkunft aus dem östlichen Europa und die Geschlechtszugehörigkeit für die politische und landsmannschaftliche Profilbildung der Frauen hatten;
- wie sich ihre Präsenz in Spitzenpositionen der Politik und ihre Mitwirkung in Entscheidungsprozessen jeder Ebene im Vergleich zu jenen der Männer ausnahm;
- welche neuen weiblichen Karrieremuster und Geschlechterrollen sich neben oder unter der Aufgabe der traditionellen Rollen als Ehefrau, Mutter und Hausfrau entwickelten;
- und inwiefern Flucht, Vertreibung und Integration einen neuen „Kampf der Geschlechter“ um die Führungsrolle in Familie und Gesellschaft verursachten.

Die Autorinnen und Autoren der Ausstellung gehen außerdem den kulturellen, psychischen und sozialen Folgen von sexualisierter Gewalt nach. Gleich von welcher Kriegspartei sie ausgeübt wurde, traten in der sexualisierten Gewalt traditionelle Genderpraktiken zutage, die die kulturelle Übermacht der Männer festschrieben.

Die Erfahrungen von Flucht, Vertreibung und Ankunft in der fremden Aufnahmegesellschaft blieben für die betroffenen Frauen in den folgenden Jahrzehnten – und oft bis heute – allgegenwärtig. So fragt die Ausstellung auch danach, welche Rolle Heimatreisen oder literarisches und künstlerisches Schaffen von Frauen der Erlebnisgeneration im Kontext der Bewältigung der emotionalen Traumata wie des Heimatverlusts und der Integration in der Aufnahmegesellschaft spielten.

Gleichzeitig setzt sie ihren Fokus auf die Funktion, die das Frauenbild des Flucht- und Vertreibungsdiskurses im Kontext der westdeutschen Identitätspolitik und Erinnerungskultur mit ihren „Viktimisierungs“- und „Heroisierungsstrategien“ hatte.

Abschließend nimmt sie die Erlebnisgeneration sowie die ihrer Kinder und Enkelkinder in den Blick und fragt nach der transgenerationalen Bedeutung des kollektiven und individuellen Traumas der Zwangsmigration.

Ausstellungpräsentation im Haus des Deutschen Ostens München, November 2023 – April 2024 / *© Lilia Antipow*

„Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ Eine Wanderausstellung, die neue Maßstäbe setzt

13. Januar – 27. Februar 2025
Universität Regensburg

8. März – 7. September 2025
Erinnerungsort Badehaus Waldram, Wolfratshausen

Ungehörte Stimmen der Vergangenheit – übersehene Geschichten – außergewöhnliche Lebenswege der Frauen – bewegende Erzählungen von Mut, Stärke und der Suche nach einem neuen Zuhause.

Der Einsatz der Frauen in Zeiten von Flucht und Vertreibung

15. Mai – 21. September 2025
Museum Bayerisches Vogtland, Hof

30. Oktober – 6. Dezember 2024
Haus der Heimat, Wiesbaden

Lilia Antipow — Der Tanz — Eine Obsession

Ria Schneider mit José de Udaeta, Sommerakademie des Tanzes, Köln, 1972 / © *privat*

Ria bewegt sich wie eine Tänzerin und erobert den Raum mit ihrem Auftreten, das von Durchsetzungskraft und Willen geprägt ist. Sie strahlt Leistungsorientierung, Ehrgeiz und Selbstbewusstsein aus, ohne jemals über „die Umstände" zu klagen. „Von sich aus agieren" war ihr wichtig, und sie bleibt bis heute auf das Leben neugierig und unerschrocken. Das musste sie im Laufe der Jahre lernen: „Ich wurde nirgends erwartet. Ich musste mich anpassen und durchsetzen. Auch gegen Widerstände und ungünstige Bedingungen", gesteht Ria. In Gesprächen zeigt sie, dass sie nicht um jeden Preis einen Konsens sucht; Meinungsverschiedenheiten werden ausgefochten, nicht unter den Tisch gekehrt.

Trotz ihrer Leidenschaft für den Tanz äußert Ria, dass sie nie den Ehrgeiz hatte, „eine Hauptrolle zu tanzen", was ihre Selbstkritik und hohen Ansprüche an sich selbst verdeutlichen. Ihr Urteil über die Kunst anderer ist streng, und sie schätzt Perfektion. Ria mag keinen „Kitsch" und legt Wert auf Authentizität.

Ein Mädchen aus dem deutschen Bürgertum

Ria Schneider, geboren als Maria Anna Ackermann am 19. August 1932 in Neu-Werbass[1] in der Batschka, wuchs in einer deutschen Bildungsbürgerfamilie auf. Ihr Vater, Dr. Matthias Ackermann, war Arzt, während ihre Mutter Annemarie aus bäuerlichen Verhältnissen stammte. Als Ria zwei Jahre alt war, zog die Familie nach Neusatz[2]. Die Stadt zeigte große Ambitionen, eine moderne Stadt zu werden, und war ein Zentrum der deutschen Minderheit. Ria, das älteste der fünf Kinder, erlebte eine strenge Erziehung. Wie im Leben der Ackermanns spielte die Musik auch in ihrem Leben eine zentrale Rolle; sie erhielt Ballett- und Klavierunterricht und wurde leidenschaftliche Operngängerin. Ihre Ballettlehrerin, Magda Kovács, förderte sie, und das Kinderballett trat sogar an der Oper von Belgrad auf.

Die multiethnische Welt der Batschka, in der Ria geboren wurde, war kein „Schmelztiegel“. Nach 1918 versuchte Jugoslawien, die politische, wirtschaftliche und kulturelle Teilhabe der Deutschen einzuschränken, was zu Protesten gegen die Verletzung der Minderheitenrechte führte. Bei Rias Geburt war die ethnopolitische Mobilisierung der Deutschen in der Vojvodina bereits im Gange, und ihr sozialer Aufstieg war an ein Identitätskonzept als „deutsche Minderheit“ gekoppelt. In der Familie Ackermann spielte die deutsche Sprache eine zentrale Rolle; Ria lernte Hochdeutsch und erst später, im Flüchtlingslager in Österreich auch den Parabutscher donauschwäbischen Dialekt.

Das Engagement ihrer Eltern für die deutsche Minderheit war prägend, insbesondere im Habag-Haus. Der 1931 errichtete Bau des Architekten Oskar Pakwor und des Baumeisters Philipp Schmidt war das Zentrum der Deutschen in der Stadt wie in der Region Batschka: Hier saß auch die landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft „Agraria“, die für die deutschen Landwirte in Jugoslawien zuständig war; hier befand sich das Hauptquartier des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes (SDK); hier fanden seine Feste und kulturelle Aktivitäten statt. Annemarie, die Mutter, wirkte bereits seit 1929 beim SDK mit. Der Verein war nationalkonservativ ausgerichtet und setzte sich für das genannte Identitätskonzept als „deutsche Minderheit“ ein, unterstützt von Institutionen und Organisationen aus dem Deutschen Reich, darunter den nationalsozialistischen. Folgt man einem Polizeibericht, so standen 1934 25% der Deutschen in Neusatz in Verbindung zum Schwäbisch-Deutschen Kulturbund. Die Mitgliedschaft im SDK ist jedoch noch kein Indiz für Annemaries nationalsozialistische Gesinnung.

Ein Symbol der Moderne: die Brücke in Neusatz , in: Deutscher Volkskalender, Neusatz 1934

1934 spalteten die nationalsozialistischen „Erneuerer“ den SDK, woraufhin sie 1935 aus dem Bund ausgeschlossen wurden. Erst 1939 wurde der „Erneuerer“ Josef Janko zum „Bundesobmann“ des SDK, später zum „Volksgruppenführer“.

Ria erinnert sich an schöne Erlebnisse, trotz der schwierigen Umstände. Ein Bild von 1936 zeigt sie zusammen mit dem Halbbruder Otto in der donauschwäbischen Kindertracht beim Schwaben-Ball im Habag-Haus. Die Tracht, so Ria, haben sie und ihre Mutter, „nur zu den Trachtenbällen in der Stadt getragen“, nicht im Heimatdorf. Ihre deutsche Identität unterschied sich jedoch von der der Deutschen außerhalb der Batschka: „Deutsche Musik- und Revuefilme, mit Willy Forst, Johannes Heesters oder Marika Rökk“, hätten sie zwar beeindruckt, so Ria, sie seien ihr jedoch damals „wie aus einer anderen Welt“ vorgekommen.

Ria Ackermann mit ihrem Bruder Otto bei einem donauschwäbischen Trachtenball, Habag-Haus, Neusatz, 1936 / *© privat*

1 serb.Novi Vrbas (heute Serbien).
2 serb. Novi Sad (heute Serbien).

Habag-Haus (Haus der Hausbau-Aktiengesellschaft), Neusatz, o.J., zeitgenössische Postkarte

Umzug des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes anlässlich der 175-Jahr-Feier in Filipowa, 1938 / *Wikimedia Commons*

Die deutsche Welt der Ackermanns stand in enger Nachbarschaft zu den anderen ethnischen Welten der Batschka. Sie war von Anziehung wie von Abgrenzung bestimmt. Ria konnte in mehreren Sprachen kommunizieren, und kulinarische sowie musikalische Einflüsse von Nachbarn, insbesondere der Ungarn prägten ihr Leben. Das Zusammenleben verschiedener Ethnien in Neusatz beschreibt Ria als friedliches Nebeneinander in Parallelgesellschaften, stereotype Urteile über „die anderen" inklusive. Die Deutschen haben gerne „Serben und Slowaken als Pächter, Knechte, Vieh- und Flurhüter beschäftigt, als weibliche Dienstboten und Köchinnen schätzte man die Ungarinnen", gesteht Ria. Die Einflussnahme von NS-Deutschland auf die deutsche Minderheit in der Batschka – unter anderem vermittelt über die „Volksdeutschen Mittelstelle" (VoMi) – führte schließlich zur deren schrittweiser Infiltration mit nationalsozialistischer Ideologie, was durch die restriktive Politik der jugoslawischen Behörden und die schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse begünstigt wurde. Rias Vater gehörte eher zu den kritischen Stimmen: Für ihn sei Hitler „ein Hasardeur" gewesen.

Kriegsalltag unter ungarischer Besatzung und Flucht

Der Krieg wurde für Ria Schneider zu einem weiteren schicksalhaften Ereignis. Obwohl die jugoslawische Regierung im Interesse einer Stabilisierung der außenpolitischen Beziehungen zu Hitlers Deutschland gegenüber der deutschen Minderheit eine Konzessionspolitik verfolgte, eskalierten die Spannungen zwischen Deutschen und Serben bereits im Vorfeld der Besetzung durch ungarische Truppen. 1941 fiel die Batschka unter ungarische Verwaltung, und lokale deutsche Gruppen wie die „Deutsche Bürgerwache" unterstützten die Besatzer. Viele Deutsche dienten in der Wehrmacht oder bei der SS, darunter bei der 7. SS-Freiwilligen-Gebirgs-Division „Prinz Eugen". In der Folgezeit wurden Nichtdeutsche zum Objekt der Terrorpolitik der Besatzer. Alleine beim „Massaker von Novi Sad", im Januar 1942, ermordeten ungarische Truppen mit Unterstützung von Angehörigen der deutschen Minderheit – als Rache für die Widerstandsaktionen serbischer Partisanen – über tausend Zivilisten: Serben, Juden und Roma. Bis Ende Juli 1944 dürften auch ca. 100.000 Serben aus verschiedenen Regionen, darunter aus der Batschka, vertrieben worden sein.

Die Beziehungen zwischen der ungarischen Besatzungsmacht und der deutschen Minderheit blieben allerdings angespannt. Die ungarische Magyarisierungspolitik zielte auf die Vertreibung der Serben, betraf aber auch die Deutschen, die sich zunehmend reserviert gegenüber der ungarischen Herrschaft verhielten. Ria erlebte die Auswirkungen dieser Politik direkt und berichtet von der Durchsetzung des Ungarischen im Alltag, von Aufmärschen und ungarischer Militärpräsenz. Die katholische Kirche orientierte sich zunehmend ungarisch, was viele deutsche Kirchgänger dazu brachte, fernzubleiben.

Im gleichen Maße, wie die Deutschen in der Batschka zur ungarischen Besatzungsmacht auf Distanz gingen, verstärkte sich ihre Bindung an das nationalsozialistische Deutschland. „Da fühlte man sich dann irgendwie im Zwiespalt", so Ria. Sofern sich die ethnische Identität der Deutschen in öffentlichen Räumen artikulierte, geschah es unter anderem in der NS-Symbolsprache, die allerdings mit einer völkischen und antiungarischen Semantik aufgeladen wurde: „Das Einzige, was man der deutschen Bevölkerung erlaubt hat, war, dass man an ungarischen Nationalfeiertagen zwei Fahnen raushängen konnte – eine ungarische und eine Hakenkreuzfahne", berichtet Ria. Im März 1944 übernahm die deutsche Besatzung die Kontrolle über die Batschka, nachdem Ungarn sich auf die Seite der Westalliierten und der Sowjetunion geschla-

Werbung verschiedener deutscher Firmen, Vereine und Genossenschaften in Neusatz, ca. 1930er Jahre

Ria Schneider (rechts) in Parabutscher Tracht, Landau, 1953 / *© privat*

gen hatte. Im Oktober 1944 mussten dann die Ackermanns vor der heranrückenden Roten Armee fliehen.

Die Flucht war chaotisch, und Annemarie Ackermann, schwanger mit ihrem vierten Kind, übernahm die Verantwortung für die Familie. Ihr Fluchtweg führte über Ungarn und Österreich nach Westdeutschland. 1946 landeten sie in einem Flüchtlingslager in Linz, bevor sie 1951 nach Landau in die Pfalz zogen, wo sie sich „befreit" fühlten. Trotz der Herausforderungen hat Ria gelernt, gestärkt aus diesen Erlebnissen hervorzugehen: „Ich habe daraus gelernt, dass auch, wenn man durch ein tiefes Tal, durch diese schlimmen Dinge und Verluste gegangen ist, man daran nicht zerbrechen muss, dass man daraus neu gestärkt herausgehen kann, dass man es annimmt und als Bewährungsprobe ansieht." Und gleichzeitig blieb die Fluchterfahrung eine lebenslange Last: „Abstreifen ging nicht", sagt sie.

Als Donauschwäbin in der Bundesrepublik

Die Prägungen durch die Kultur der Donauschwaben blieben für Ria Schneider erhalten, unterstützt von ihrer Mutter Annemarie. Diese initiierte die Gründung einer Jugend- und Trachtengruppe. Bis in die 1950er Jahre, erinnert sich Ria, trat sie „mit Zopffrisur und einer auffälligen Tracht mit vielen steifen Röcken" bei Festen in Österreich und der Bundesrepublik auf. Annemarie wollte die Integration der jungen Donauschwaben in die österreichische, später in die pfälzische Gesellschaft fördern: Alte Lieder und Mundartgedichte wurden gesammelt und einstudiert, in Familien Trachten in Stand gesetzt oder neu genäht.

Irgendwann stellte Ria diese Aktivitäten ein, da sie „nach neuen Betätigungsfeldern strebte" und sich beruflich weiterqualifizieren wollte. Sie verabschiedete sich von der traditionellen Tracht, lehnt deren Bedeutung nach wie vor für sich als

Familie Ackermann im Flüchtlingslager, Linz, 2. Hälfte der 1940er Jahre / *© privat*

Tänzerin und Choreographin ab. Trotzdem blieb sie, in ihrem Selbstverständnis, eine Donauschwäbin. Nach ihrer Pensionierung widmete sie sich wieder intensiver ihrer donauschwäbischen Geschichte und Kultur, begleitete ihre Mutter zu Treffen der Donauschwaben und beschäftigte sich nach Annemaries Tod 1994 verstärkt mit deren Erbe.

Rias Tochter Sabine berichtet, dass ihre Mutter zahlreiche Artikel über ihre Erfahrungen in der alten Heimat veröffentlichte und Mundartforschung betrieb. Ria interviewte Mundartsprecher und dokumentierte deren Erzählungen. Seit Jahren engagiert sie sich für das Parabutscher Heimatmuseum der Donauschwaben in Bad Schönborn. Seit den 2000er Jahren reiste Ria zwei Dutzend Mal nach Serbien, um ihre Erinnerungen an die Heimat aufzufrischen. Dabei stellte sie enttäuscht fest, dass die deutsche Geschichte, insbesondere die Ermordung der Donauschwaben in serbischen Konzentrationslagern, oft unerwähnt blieb. Trotzdem knüpfte Ria Kontakte zu Nicht-Deutschen: Wie in alten Zeiten sprachen sie miteinander Ungarisch. Sie versuchte, ihre Kinder und Enkel an die Batschka heranzuführen, wobei die Enkel offener für die donauschwäbische Geschichte seien. Trotz häufigem Wohnortwechsel fühlte sie sich im heutigen Novi Sad zuhause: „Vor 10 Jahren [d.h. 2012] hätte ich noch für immer nach Novi Sad ziehen können“, sagt sie – und schmunzelt.

Der Tanz als Zuflucht und Obsession

Mit der Flucht verloren die Ackermanns ihren sozialen Status als Bildungsbürger. In der Nachkriegszeit war Rias politisches und soziales Kapital als Tochter donauschwäbischer Flüchtlinge gering. Ihr Vater, Dr. Matthias Ackermann, praktizierte als Zahnarzt im Flüchtlingslager, hatte jedoch kein offizielles Niederlassungsrecht. Dennoch strebten die Ackermanns an, ihren Status zurückzugewinnen und legten großen Wert auf Bildung und Kultur. Noch im Flüchtlingslager meldete sich Ria auf Wunsch der Eltern zum Klavier- und Ballettunterricht an. Um Tänzerin zu werden und um die Herausforderungen des Flüchtlingslebens zu bewältigen. „Nach dem Krieg“, so Ria, „stand bei mir schon fest, dass ich nichts Anderes will, NUR TANZEN.“ Die letzten Worte sind im Manuskript ihrer Erinnerungen in Großbuchstaben gesetzt.

1946 schrieb sie sich am Bruckner-Konservatorium in Linz ein und absolvierte von 1948 bis 1951 eine Ausbildung zur Tänzerin und Gymnastiklehrerin. 1949 bestand sie am Oberrealgymnasium im österreichischen Eferding in einer Externatsprüfung die „kleine Matura“. 1949 nahm sie am 1. Österreichischen Tanzwettbewerb in Wien teil, wurde Mitglied der Wiener Kammertanzgruppe und ging 1950 auf Tourneen durch Dänemark und Schweden: Während ihre Familie noch im Flüchtlingslager lebte, habe sich ihr „eine heile Welt“ erschlossen, „wo nichts von Krieg, Hunger und Elend zu spüren war“, sie habe sich „wie im Schlaraffenland“ gefühlt.

In Landau gründete sie eine Tanzschule, um ein eigenes Einkommen zu erzielen, und wurde zur Faschingsprinzessin eines Karnevalsvereins gewählt. Die finanzielle Situation der Familie verbesserte sich, als Rias Mutter, Annemarie, Bundestagsabgeordnete wurde: Sie war als Frau und Donauschwäbin eine CDU-Politikerin der ersten Stunde. Ria half im Haushalt und bei der Erziehung ihrer Geschwister, insbesondere ihres schwer erkrankten Halbbruders Otto. Ihre Leidenschaft für Musik führte sie zum Musikverein, wo sie den Chorgesang für sich entdeckte.

In den 1950er Jahren fühlte sich Ria als Tochter und älteste Schwester überfordert und sehnte sich nach Selbstbestimmung. Auch die Weichen für die Bühnenkarriere wurden umgestellt: von einer Balletttänzerin zu einer Tanzpädagogin. 1955 begann sie ihr Studium an der Fachschule für Bühnentanz und Tanzpädagogik in Memmingen und schloss 1957 ihr Examen ab. Nach ihrer Ausbildung in Memmingen erhielt Ria

eine Einladung, in New York zu tanzen, schlug sie jedoch aus. Nach einem kurzen Intermezzo in München war Ria von 1957 bis 1959 an der Ellen-Cleve-Schule in Kiel tätig. 1959 heiratete sie Hajo Schneider, einen Bundeswehroffizier, und bekam mit ihm zwei Kinder.

In den folgenden Jahren war Ria in verschiedenen Städten aktiv, darunter Siegen, Böblingen und Köln, wo sie von 1976 bis 1988 am Konservatorium und 1978–1990 an der Carl-Stamitz-Musikschule und an der Porzer Gesamtschule unterrichtete. Sie gründete ein Kinder-Tanzensemble, das Ensemble für Historischen Tanz „La Folia“ und führte das Kastagnettenspiel ein.

Ria unterrichtete Kastagnetten und Spanischen Tanz an der Kölner Ballettakademie und erhielt Anerkennung für ihre methodische Konzeption. Sie war zehn Jahre im Philharmonischen Chor aktiv und bildete sich kontinuierlich fort.

Zwischen 1974 und 2014 war Ria beruflich stark gefordert – mit Aktivitäten, die von Spanien bis zur Sowjetunion reichten, während sie ihre Leidenschaft für Tanz und Musik verfolgte. Immer habe sie „heimisch“ werden wollen. Ihr Beruf – und auch der ihres Mannes als Bundeswehroffizier – haben das verhindert.

Drei Ereignisse prägten Rias Leben in den 1970er Jahren auf entscheiden Weise: Der Umzug nach Köln, die Begegnung mit José de Udaeta und die Scheidung von ihrem Ehemann.

Die Zusammenarbeit mit José

Im Mittelpunkt von Ria Schneiders Berufsleben stand die Begegnung mit dem spanischen Flamenco-Tänzer und Choreografen José de Udaeta (1919–2009). Dem „Phänomen José“ widmen ihre Erinnerungen einen eigenen Abschnitt, da seine Person einen entschiedenen Einfluss auf ihr Leben und ihre künstlerische Entwicklung hatte. Ria hatte ihre Begeisterung für spanischen Tanz und Kastagnetten während ihrer Ausbildung an der Fachschule für Bühnentanz in Memmingen entdeckt, wo die Flamencotänzerin Clara Keller als Gastdozentin auftrat. Keller äußerte sich damals negativ über Udaetas Choreografien, bezeichnete sie als „pseudospanisch“, was Ria in Erinnerung blieb.

Ihre erste persönliche Begegnung mit Udaeta fand 1971 in Köln statt, als sie an der Internationalen Sommerakademie des Tanzes Flamencokurse besuchte. Ria nahm bis 1976 an seinen Kursen teil und beschreibt in ihren Erinnerungen unterschiedliche Aspekte dieser Begegnung. Zunächst fühlte sie sich als Neuling in seiner Meisterklasse, konnte sich jedoch gut behaupten. „Richtig wahrgenommen“ habe sie José „erst im zweiten Jahr, als ich in seiner Meisterklasse vornedran stand, angetan mit einer richtigen ‚Bata de Cola‘, diesem üppigen Volantrock mit der langen Schleppe“, erinnert sich Ria. Ab 1972 galt sie als Udaetas Meisterschülerin und wurde sogar seine Tanzpartnerin in der Klasse „Historische Tänze“.

Um 1974 begann Ria ernsthaft mit Kastagnetten zu arbeiten, inspiriert von Udaetas beeindruckenden Performances. Neben Udaeta nahm sie auch Unterricht bei Ursula Knaflewsky und Emma Maleras, einer Kastagnettenexpertin aus Barcelona, mit denen sie jedoch nicht warm wurde.

Die Begegnung mit dem spanischen Tänzer und Choreografen José de Udaeta veränderte Ria Schneider nachhaltig. In Udaetas Meisterklasse 1972 fühlte sie sich, nach eigenen Worten, „wie ausgewechselt“: Sie habe „die ‚alten Hasen‘ alle an die Wand“ getanzt. Ria beschreibt, dass Udaeta, die Veränderung in ihr bemerkte, sie als „una otra mujer“ – „eine andere Frau“ – wahrnahm. Dieser Wandel war der Anfang einer tiefen Verbindung zu Udaeta, die in ihren Erinnerungen einen zentralen Platz einnimmt. Ria war nicht nur seine Schülerin, sondern auch seine langjährige Assistentin, die sich mit Hingabe und Begeisterung in die Kastagnettentechnik und -notation einarbeitete.

Trachtengruppe der donauschwäbischen Jugend bei einem Festumzug, Landau, Anfang der 1950er Jahre / *© privat*

Annemarie Ackermann (Mitte) beim „Heimattreffen der Pfälzer von drinnen und draußen“, Landau, Anfang der 1950er Jahre / *© privat*

Die Faszination für Udaeta galt seiner Kunst wie seiner Persönlichkeit. Ria bewunderte seine Aufgeschlossenheit, seine Hingabe und seine Bescheidenheit, obwohl sie auch seine dominante Art erlebte. Ihre Zusammenarbeit war von Vertrauen geprägt, und trotz gelegentlicher Spannungen entwickelte sich eine enge Beziehung zwischen Meister und Schülerin. Für Ria war sie, dieser Eindruck entsteht, eine Art Dienst, der sie mit Begeisterung und Hingabe erfüllte. So diente sie einst ihrer Mutter und der Familie. Auch nach Udaetas Weggang von der Kölner Sommerakademie 1976 begleitete Ria ihn, den international gefragten Kastagnettenvirtuosen und Tanzpädagogen, weiterhin bei Auftritten und Workshops, darunter zu den legendären Flamencokursen im spanischen Sitges, an denen sie über zwei Jahrzehnte teilnahm.

Im Laufe der Zeit übernahm Ria Schneider zunehmend organisatorische Aufgaben und wurde eine Art Managerin für José de Udaeta. Sie fungierte als Kontaktperson für Veranstalter, wirkte bei der Vorbereitung seiner Auftritte mit und übersetzte für ihn. Ihre Begeisterung für Kastagnetten führte dazu, dass sie eigene Kurse anbot und die Kastagnettenausbildung in den Unterrichtsplan ihrer Schule in Porz integrierte. Ria übersetzte und redigierte auch Udaetas Buch „Die spanische Kastagnette. Ursprung und Entwicklung“ (1985) und verbesserte die Qualität seiner Kastagnetten-Notationen, da er sich in Notenschrift nicht so gut auskannte. Rias erste Publikation, „José de Udaeta. 10 leichte bis mittelschwere Stücke für Kastagnetten“ (1991), entstand auf Anregung des Meisters. Sie veröffentlichte weitere Notenhefte und produzierte eine CD mit dem Titel „Die Magie der Kastagnetten“ (1999). Denn Udaeta arbeitete bis zu seinem Tod 2009 täglich an neuen Stücken.

Die Anerkennung von Udaeta war Ria äußerst wichtig, und sie schätzte seine unkonventionelle Art, diese auszudrücken. Nach der Fertigstellung der deutschen Fassung seines Buches gab er ihr in der Küche einen Geldschein als Zeichen seiner Zufriedenheit mit ihrer Arbeit. Nach der Gründung der Internationalen Gesellschaft für künstlerisches Kastagnettenspiel e.V. (IGkK) 1990 kümmerte sich Ria um die Programmgestaltung seiner Seminare und die Produktion seiner Konzert-CDs und Videos. In der IGkK spielte Udaeta als Organisator und Tanzpädagoge eine entscheidende Rolle und trug maßgeblich zum Erfolg des Vereins bei.

Udaeta öffnete Ria die Türen zu Spanien und zur Welt der internationalen Tanz- und Musikprominenz. Über ihn lernte sie Kapazitäten der Tanzwelt kennen wie den Berater der Wiener Staatsoper Marcel Luipart und den Tänzer, Choreograf und Theaterregisseur Johann Kresnik, der das Tanztheater ästhetisch revolutionierte. Sie begleitete den Meister bei den Projekten mit Montserrat Caballé und Herbert von Karajan. Nach Udaetas Tod kümmerte sich Ria um seinen Nachlass und veröffentlichte 2011 die „Erinnerungen an José de Udaeta“. Zu den Beiträgern gehörte auch Montserrat Caballé.

Karriere und Netzwerke

Ria Schneider gilt heute als eine renommierte Tanzpädagogin und eine der bedeutendsten Expertinnen für die Kastagnettenmusik. Der größte Stolz in ihrem Leben sei die Rekonstruk-

Ria Schneider (1. Reihe, links) beim Tanzabend ihrer privaten Tanzschule, Landau, 1954 / *© privat*

Ria Schneider (Mitte) bei den Proben mit dem Ensemble für Historischen Tanz „La Folia“, o.J. / *© privat*

tion von historischen Tänzen und die Etablierung der Kastagnetten als Konzertinstrument. Heute werden die Kastagnetten nicht mehr nur als Begleitelement des spanischen Tanzes wahrgenommen: Sie sind ein eigenwertiges Musikinstrument, Kastagnetten-Improvisationen sind auch aus Mozart- und Bachaufführungen nicht wegzudenken. Rias „Kastagnetten-Schule“, 1982 beim Musikverlag Zimmermann in Frankfurt am Main erstmals erschienen, und das „Kastagnetten-Spielbuch“, das der gleiche Verlag 1991 herausbrachte, erlebten inzwischen mehrere Neuauflagen. Beide zählen bis heute zu den wenigen einschlägigen Fachpublikationen.

Als Jurymitglied wirkte Ria bei internationalen Tanzwettbewerben mit, wie dem eingangs erwähnten renommierten Folklorefestival in Cantonigrós mit ca. 1000 Tänzern jährlich. Als Tanzjournalistin schrieb sie für „Tanzarchiv“, „Ballett-Journal“, „Ballett-Intern“, „ballett-interational“ und das Flamencojournal „Anda!“. In deren Auftrag berichtete sie von internationalen Tanz- und Ballettwettbewerben wie dem Nurejew-Wettbewerb in Budapest (1996) und dem Musikfestival im finnischen Mikkeli (1995/1996).

Die Gründung der IGkK erfolgte bereits, nachdem sie in den Ruhestand getreten war. Von 1990 bis 2000 war sie Vorsitzende der Gesellschaft. Der Erfolg war beeindruckend: 1991 zählte die IGkK bereits 100 Mitglieder, und innerhalb von wenigen Jahren boten IGkK-Mitgliedern an 18 Standorten in Deutschland, Belgien und Österreich ganzjährig Kastagnetten-Unterricht an. 1993 veranstaltete die IGkK schließlich einen Internationalen Kastagnetten-Wettbewerb in Köln. Heute ist Ria die Ehrenvorsitzende der Gesellschaft.

„Mein Tanzimperium ersetzte mir die Familie. Ich habe es mir nicht anders gewünscht. Die Arbeit hat mich stabilisiert. Ich hatte das Gefühl, ich mache etwas Sinnvolles, was Anerkennung findet“, auch heute noch steht Ria zu ihrem Lebens- und Berufsentwurf. Trotz gesundheitlicher Einschränkungen plant sie, Sachbücher über ihre Reisen zu schreiben.

Danach gefragt, was sie gerne der jungen Generation auf den Weg geben würde, antwortet Ria mit aller für sie eigenen Nüchternheit: „Ich habe keine Ratschläge an die nächste Generation.“

Literatur und Quellen: Schneider, R.: Lebenslauf. Manuskript (1968); Schneider, R.: Erinnerungen (o.J); Schneider, R.: Mein Sprachschatz (o.J.); Schneider, R.: Meine Musikwelten (o.J.); Schneider, R.: Interview für das Projekt „Ungehört – die Geschichte der Frauen“ des HDO München (2021); Schneider, R.: Interview mit L. Antipow (2024); Bethke, C.: Deutsche und ungarische Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina 1918 – 1941. Identitätsentwürfe und ethnopolitische Mobilisierung (2009); Fuhrmann, U.: Die deutschsprachige Minderheit in Jugoslawien im Zweiten Weltkrieg und ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus (2015); Hackenberg, G.: Das Geschenk der leeren Hände: Annemarie Ackermann – eine Biografie (2024); Suppan, A.: Hitler – Beneš – Tito (2019).

Roland Kulik

„Überleben ist alles!“ Die Kronstädterin Marianne Kretschmer im sowjetischen Arbeitslager

Historiker und siebenbürgisch-sächsische Autoren haben in ihren Werken wiederholt das Thema der Deportation der Deutschen aus Rumänien zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion im Jahr 1945 behandelt. Die Romane von Bernhard Ohsam, „Eine Handvoll Machorka“ (1958) und „Doswidanija Stalin – Odyssee einer Freiheitssuche“ (1991), die Erfahrungsberichte von Zeitzeugen verarbeiten, erinnern eindringlich an dieses Ereignis, das Leben der Deportierten in den Lagern und ihre Flucht.

Zwei bedeutende Werke von Irmgard Sedler, „...skoro damoi – Hoffnung und Verzweiflung“ (2020) sowie „Das Laub gesammelt aus fünf Herbsten – Kunst und Deportation“ (2022) – beide mit dem Untertitel „Siebenbürger Sachsen in sowjetischen Arbeitslagern 1945 – 1949“ – tragen zusammen mit historischen Studien, Zeitzeugenberichten, Belletristik und Artefakten zu einem umfassenden Narrativ dieses historischen Ereignisses bei. Insbesondere die individuellen Erinnerungen der Betroffenen müssen dem Dunkel der Vergessenheit entrissen werden. Dies gilt auch für den nachfolgenden Text. (Josef Balazs)

Bevor alles in Vergessenheit gerät, habe ich mich entschlossen, die Geschichte der Deportation meiner Mutter, Marianne Kretschmer (1922 – 1996), in die Sowjetunion zu Papier zu bringen.

Als 21-jährige junge Frau ging meine Mutter von Kronstadt[1] nach Bukarest, um da ein selbständiges Leben anzufangen.

Ihre Mutter war mit 60 Jahren früh an einem Herzleiden gestorben und der Vater, ein Architekt, war nicht gerade sehr unterhaltsam (laut Erzählungen meiner Mutter).

Sie war nicht allein da, eine ältere Cousine aus Kronstadt war schon seit einigen Jahren in Bukarest und hatte eine Arbeitsstelle als Prokuristin bei einer deutschen Firma.

Es war das Jahr 1943. Meine Mutter fand auch schnell eine gut bezahlte Stelle bei einer Zweigstelle der „Alten Leipziger Versicherung“ in Bukarest. Bukarest war zu der Zeit das „Paris des Ostens“. Man vergnügte sich nach Dienstschluss bei Oper- und Konzertbesuchen der Wiener Staatsoper und Herbert von Karajan. Auf dem Programm standen z. B. „Cosi fan tutte“ oder „Die Entführung aus dem Serail“. Danach ging man standesgemäß ins „Athénée“, „Victoria“ oder „Mon Jardin“ zum Essen.

Einmal im Monat, am Wochenende, fuhr man mit dem Schlafwagen (eine Fahrt dauerte fünf Stunden) nach Kronstadt, oder wenn es schnell gehen sollte, flog man mit dem Flugzeug, um die Familie zu besuchen. Kronstadt hatte damals, als wichtige Industriestadt, einen Flughafen für Linienflüge. In der Sommerzeit fuhr man mit dem Auto nach Băneasa oder Snagov zum Schwimmen. Am Abend ging man ins Kino und oft auswärts zum Essen.

Am 21. April 1944 traf meine Mutter während eines Bombenangriffs in Bukarest zufällig einen jungen deutschen Hauptmann, Thomas von Halberg, der genau wie sie unter einem Torbogen Schutz vor den Bomben suchte. Der junge Mann sollte noch eine wichtige Rolle in ihrem Leben spielen. Man traf sich oft zum Essen in der Stadt, ging ins Kino oder auf Konzerte, genau wie es junge Leute auch heute noch tun.

1 rum. Brașov

Hotel Athénée Palast, Bukarest, ca. 1930er Jahre, zeitgenössische Postkarte

Inzwischen flog man schon zu viert (die Cousine mit Freund und meine Mutter mit Freund) nach Kronstadt zu Besuch. Kronstadt wurde öfter bombardiert, und mit dem Umsturz am 23. August 1944 kam der Krieg auch für Zivilisten in Rumänien immer näher. Am nächsten Tag bombardierten die Deutschen Bukarest und am 25. August die Amerikaner.

Marianne Kretschmer in Snagov bei Bukarest, 1944 / *Foto: Privatarchiv Roland Kulik*

Thomas von Halberg wurde an die Front geschickt. In seiner Abwesenheit schloss die deutsche Botschaft in Bukarest die Ehe zwischen ihm und meiner Mutter. Ein Wiedersehen kam jedoch nicht mehr zustande.

Gemäß dem von Stalin am 16. Dezember 1944 unterzeichneten „streng geheimen Befehl 7161 ss“ wurden Anfang Januar 1945 rund 70.000 „arbeitsfähige Volksdeutsche“ aus allen Teilen Rumäniens in die Sowjetunion deportiert. Männer im Alter von 17 bis 45 Jahren und Frauen im Alter von 18 bis 30 Jahren wurden „mobilisiert“ und zum „Wiederaufbau“ der Bergbauindustrie ins Donezk-Becken deportiert.

Nach einer dreiwöchigen Fahrt kam meine Mutter im Osten der Ukraine an, in der Gegend bei Donezk und Lugansk[2], genau da, wo der heutige Krieg wütet.

Die Deportierten wurden in Lagern untergebracht, die von Stacheldraht umzäunt und streng bewacht waren. Sie selbst mussten die Lager erst einmal herrichten, bis hin zum Graben der Latrinengruben.

Die meisten mussten dann in den Kohleminen arbeiten, eine knochenharte Arbeit, bei der auch die Frauen nicht geschont wurden. Brutale Wärter, chronische Unter- und Mangelernährung, Lausbefall, Wanzen, Krankheiten und unzureichende medizinische Versorgung bestimmten die Arbeit in den Kohleminen. Massive Erschöpfungszustände, eisige Winter und völlige Unsicherheit hinsichtlich Dauer und Überleben der Deportation erschwerten das Leben in den Lagern fern der Heimat. Viele kranke und schwache Lagerinsassen überlebten die schweren Bedingungen nicht.

2 damals Woroschilowgrad.

Marianne Kulik mit ihren Kindern Harald (geb. 1949) und Roland (geb. 1951), Kronstadt, 1954 / *Foto: Privatarchiv Roland Kulik*

die grausamen Geschichten über die Deportation und die geopferte Jugend gehört. Meine Mutter war nach dem Krieg als Chefsekretärin bei dem Pharmaunternehmen „Centrofarm“ in Kronstadt tätig.

Dieses Thema greifen auch die Erinnerungen von Gerti Weickmann (Kondert) auf, die mit meiner Mutter zusammen in sowjetischen Arbeitslagern inhaftiert war und Zwangsarbeit leisten musste. 1992 habe ich zusammen mit meinen Eltern Gerti in Friedberg (Hessen) besucht. Bei diesem Anlass übergab Gerti meiner Mutter eine Niederschrift ihrer Erinnerungen. Wenige Jahre vor ihrem Tod überließ sie mir die Niederschrift. Diese wird hier erstmals in Auszügen veröffentlicht.

Meine Mutter musste zunächst im Bulowinka-Schacht an den Transportbändern Steine aus der geförderten Kohle aussortieren. Danach wurde sie zusammen mit anderen Frauen zur Arbeit in der Kohlemine „Roter Oktober“ eingeteilt. Als Schwerarbeiter unter Tage war man nicht mehr draußen der harten Witterung ausgesetzt und bekam eine größere Brotration.

Erst nach vier Jahren hatte sich die Bewachung der Lagerinsassen gelockert und die Beziehungen zwischen der Ortsbevölkerung und den Lagerinsassen wurden immer menschlicher. Aus anderen Lagern kamen Neuzugänge. Es entwickelten sich neue Freundschaften und Liebesbeziehungen. Mit den Neuzugängen kam auch mein späterer Vater, Leopold Kulik, in das Lager meiner Mutter. Im Herbst 1948 genehmigte die Lagerleitung das Zusammenleben von befreundeten Frauen und Männern. Am 10. Juni kam im Krankenhaus der benachbarten Stadt Junkom mein älterer Bruder zur Welt.

Ende des Sommers 1949 ging immer mehr das Gerücht von der bevorstehenden Heimkehr um. Meine Mutter durfte zusammen mit den anderen jungen Müttern und ihren Babys schon Mitte September den Heimweg antreten. Weitere Lagerinsassen folgten dann am 8. November. Meine Mutter und mein Bruder kamen in Kronstadt nur mit einem kleinen Bündel und den Kleidern, die sie am Leib trugen, an. Zum Glück wurden sie von ihrer ältesten Schwester im Haus auf der Postwiese aufgenommen, wo am 18. November auch mein Vater ankam. Ich wurde zwei Jahre später in Kronstadt geboren und habe erst aus den Erzählungen meiner Eltern

Roland Kulik mit Mutter (links), ihrer Cousine (Ida Reiner, Mitte) und Vater Leopold Kulik vor dem Haus auf der Postwiese in Kronstadt, 1957 / *Foto: Privatarchiv Roland Kulik*

Aus Erinnerungen von Gerti Weickmann (geb. Kondert)

Auf dem Transport hatte mal einer den Ausspruch getan: die ersten fünf Jahre sind schlimm, aber dann hat man sich dran gewöhnt. So leicht war das aber nicht mit dem Gewöhnen. Zwar gewöhnt man sich an einen gewissen Trott, denkt in Zeiteinheiten wie von einem Essen zum anderen, von einem Sirenengeheul zum nächsten, freut sich auf das Ausruhen auf der nach neun Monaten mit einem Strohsack veredelten Pritsche, aber dazwischen immer die Kälte, der Hunger, die Ungewißheit, und auch die Angst: Soll alle Hoffnung so im Nichts zerfließen?

Das große Sterben im Lager. Wir zählten die Toten nicht mehr, gewöhnten uns an den Anblick des Karrens, auf den sie nackt aus einer Decke gerollt wurden, die für den Nächsten wieder gebraucht wurde. Manchmal waren es fünf Tote an einem Tag. Aber wir wollten überleben.

Im zweiten Winter haben wir schon nicht mehr so oft an eine Heimkehr gedacht, sondern waren darauf bedacht, die einzelnen Tage einigermaßen durchzustehen. An unserem Singen haben wir uns immer wieder aufgerichtet, und vielleicht haben wir manchem Sterbenden noch ein kleines Licht ins Leben gebracht.

Durch die vielen Kranken- und Todesfälle verkleinerten sich die Lager. Das Steinhagenlager und das aus Junkom wurden mit unserem zusammengelegt. So kam ich mit Marianne zusammen. Zunächst mußten wir an den Transportbändern Steine aus der geförderten Kohle aussortieren. Der Schacht „Roter Oktober“ war endlich wieder in Betrieb.

Danach wurde der Holzplatz unser Wirkungsfeld. Lange Zeit mußten wir das Sägemehl aus dem Keller der überdachten Gattersäge wegräumen, das sich in den vorigen beiden Schichten angesammelt hatte. Wir mußten uns dranhalten, wenn wir in den letzten beiden Stunden der Schicht nur noch das neu anfallende Sägemehl wegzubringen haben wollten. Da konnten wir dann Ruhepausen einlegen, draußen bei den Schutthalden, wo wir das Zeug abluden. Von dort konnte man das Gelände gut überblicken. Dorthin verirrte sich höchst selten der Natschalnik[3]. Wir taten ja unsere Arbeit, und sogar zügig, aber die Russen konnten einen nie ausruhen lassen. Dabei verfügen sie selbst über ein großartiges Talent zum Faulenzen. Wir aber waren nun ihre Nigger, die herumkommandiert wurden.

Es gab aber auch nette Russen. Da war der blonde Wanja, der unsere Arbeit wohl schätzte und zwischendurch uns zu einer gemeinsamen Rauchpause einlud. Für ihn waren wir „Kondert i Galberg“[4]. Marianne hieß damals Halberg, denn sie war vorher mit einem Halberg verlobt gewesen, und nach dem Schlamassel in Rumänien wurde sie auf der Deutschen Botschaft in Bukarest noch „ferngetraut“, weil sie hoffte, auf diese Weise aus Rumänien rauszukommen. Den Mann hat sie aber nie wiedergesehen.

Dann war da noch ein ganz ausgefallener Typ, den wir Napoleon nannten. Er hatte eine narbig eingedrückte Stirn und trug einen bis zur Erde reichenden alten Soldatenmantel. Uns nannte er „Damitschka (Marianne) i Barischnja (mich)“[5].

Marianne und ich kamen gut miteinander aus, konnten auch gut zusammen schweigen. Wir kannten die notwendigen Griffe, und auch im gemeinsamen Schritt fühlte sich keiner vom anderen beeinträchtigt. Auch als wir Baumstämme zur Säge tragen mußten, hatte alles seinen richtigen Platz. Das Aufladen: erst ein Ende auf Mariannes linke Schulter, dann stemmte ich das andere auf meine rechte Schulter; da brauchten wir den Stamm gar nicht mehr festzuhalten. Allerdings waren unsere abgemagerten Schultern schon gefühllos geworden. Nur nachts wachte ich manchmal schweißgebadet auf mit einem Druck auf der sonst fast abgestorbenen Schulter.

Die Arbeit auf dem Holzplatz muß sich über einige Zeit hingezogen haben. Ich erinnere mich noch an die Hitze des Sommers, aber mehr noch an die kalten Wintertage mit vereisten Baumstämmen, an denen spärliche Tannenzweiglein an Weihnachten denken ließen. (...)

Da wir nicht mehr viel auf den Knochen und noch weniger im Magen hatten, wurde die Kälte immer unerträglicher. Vor uns lag ein langer Winter, und Heidi und Thussi verließen uns im Krankentransport. Ob Heidi ihn überleben würde? Sie war entsetzlich abgemagert, hatte keine Popobacken mehr, aber auch wir Zurückgebliebenen hatten nicht mehr viele Reserven.

Unsere Lieder verstummten. Jeder hatte mit sich zu tun, kämpfte gegen Läuse, schlug sich mit Wanzen herum, und manchmal hätte man verzweifeln mögen, wenn sich in die mit Draht verschnürte Arbeitskleidung ein Floh eingeschlichen hatte.

Eine traurige Zeit begann. Hunger und Kälte hatten uns schon recht mürbe gemacht. Jede kurze Pause nutzten wir ganz instinktiv zum Schlafen, um Kräfte zu sparen oder aufzubauen. Da ist mir erst bewußt geworden, wie stark im Menschen der Lebenswille ist.

Das war schon eine Erlösung, der Arbeit im Schacht „Roter Oktober“ zugeteilt zu werden, nicht mehr der Witterung ausgesetzt zu sein! Außerdem bekamen wir als Schwerarbeiter unter Tage eine größere Brotration und wir blieben von den Sondereinsätzen im Lager verschont.

Drei Solen gab es im Schacht: auf 230 m, auf 320 m und auf 440 m Tiefe, wohin wir beordert wurden. Dort mußten wir 2t-Waggons von der Verladung durch viele dunkle Gänge bis

3 Russisch für Leiter

4 Russisch für „Kondert und Halberg“

5 Russisch für „Dame und Fräulein“

zum Lift schieben. Anfangs verwirrend, aber schon am dritten Tag war alles vertraut. Wir wußten, wo die heiklen Stellen waren, die mit Anlauf genommen werden mußten; und dann kannten wir auch die Stellen, wo wir nur auf den Puffer aufzuspringen brauchten, um in voller Fahrt einen Teil der Strecke zurückzulegen. Unsere Lampen hingen am Waggon, und in ihrem Licht lachten wir uns an mit unseren schwarzen Gesichtern, in denen nur Zähne und Augen hell hervorleuchteten.

Anfangs arbeiteten nur Strafgefangene im Schacht, und als die Sole 440 eröffnet wurde, blieben ihnen noch die beiden anderen Solen. Wir durften ja mit ihnen nicht in Berührung kommen. Überall standen Wachtposten mit Gewehren, die Ausweise wurden kontrolliert und abgenommen, und jeder geförderte Kohlewaggon wurde mit einem langen Eisenstab durchstochert, damit sich ja kein Strafgefangener drin einbuddeln konnte.

Die letzte Schicht auf 440 hätte beinahe mit einer Katastrophe geendet, ohne daß wir wußten, was eigentlich geschah. Wie gesagt: es gab die heiklen Stellen, über die man mit Schwung hinweg mußte. Aber die Ungarinnen blieben dort oft hängen, und dann mußten wir uns gegenseitig helfen. Da schon so viele am Waggon vor uns waren, blieb ich allein zurück und wartete auf Rückkehr und Hilfe der Anderen, deren Lichter ich in einiger Entfernung sah. Aber sie entfernten sich immer mehr, und ich hörte Marianne nach mir rufen: „Gerti, komm! Komm schnell! Alle laufen!“

Da lief ich auch los. Marianne hielt immer wieder inne, um die Verbindung nicht abreißen zu lassen, denn es war nicht unser gewohnter Weg zum Lift, den wir auch in der Dunkelheit gut kannten.

Jedenfalls waren wir nicht mehr allein. Immer mehr Leute sammelten sich an einem alten und kleinen Lift, den wir nie zuvor gesehen hatten. Es war auch ein Natschalnik da, der die Leute nach und nach hinaufschickte, und dann landeten wir auf einer höheren Sole, fanden zwar heraus, daß wir auf 320 waren, konnten aber noch immer nicht, in Erfahrung bringen, was eigentlich los war. Wie richtige Höhlenmenschen verbrachten wir die nächsten Stunden in Ungewißheit, aber doch auch geborgen in einer Gemeinschaft, wie die gemeinsame Gefahr sie mit sich bringt: Russen, Ungarn und Marianne und ich als einzige Deutsche.

Später erfuhren wir, daß ein Waggon – ob leer oder voll und wie überhaupt – in den Schacht gestürzt war und die Pumpen zerschlagen hatte. Folglich stieg im Schacht langsam das Wasser an. Wie der Schaden wieder behoben wurde, weiß ich nicht. Wir sind auch nie mehr da unten gewesen.

Dieses Ereignis fiel mit der Entlassung der Strafgefangenen zusammen, für die Stalin eine Amnestie erlassen hatte. So wurde das Standard-Lager frei, in das wir dann übersiedelten. Das war eine willkommene Unterbrechung des tristen Alltags. In dieser Geschäftigkeit habe ich nicht einmal bemerkt, daß Georgi starb. Er verkörperte noch ein Stück Musik. Aber die war ja bei uns schon vorher verstummt.

Vor Antritt der Schicht mußten wir uns im Narjat[6] melden, wo wir für die Arbeit eingeteilt wurden. Das war mal hier, mal da. Aber Marianne und ich trachteten danach, immer zusammenzubleiben. Einmal wurden wir einem Kohlenhauer zugeteilt, der eine der vielen Strecken vorantreiben sollte. Wir mußten also die Kohle, die er löste, in einen Waggon schaufeln, und wenn dieser voll war, mußten wir ihn zum Entladen an den Lift fahren. Es war eine gemütliche Arbeit mit vielen Pausen, wenn der Kohlenhauer zwischendurch den gewonnenen Freiplatz mit Hölzern verspreizen mußte.

Die Kohle wurde mit Preßlufthammern bearbeitet. Da wollte nun unser Russe anfangen zu arbeiten, aber der Hammer wollte nicht. Er schimpfte mächtig und fragte uns nach Wasser. Weiter weg war zwar welches, aber wie hätten wir es transportieren sollen? Aus seinem vielen Schimpfen verstanden wir doch so viel, daß wir hinter den Waggon gehen sollten. Marianne leuchtete das nicht ein: „Warum denn? Er hat doch kein Wasser!“ Da dämmerte uns plötzlich, daß er sein eigenes Wasser verwenden wollte. Immerhin war er doch so anständig, uns hinter den Waggon zu schicken, und als wir wieder vorkommen durften, fragte er uns, ob wir nun verstanden hätten. Wir hatten. Und dann lachten wir alle Drei.

Im neuen Lager hatten wir auch ein eigenes Bad, mußten uns also nicht mehr von Badefrauen anmotzen lassen, denen wir zu viel Arbeit verursachten. Wir mußten auch nicht mehr in geschlossenen Gruppen unter den Fittichen von Flintenweibern zur Arbeit gehen oder von derselben kommen. Eine gewisse Individualität war bereits eingerissen. Die wußten wir allerdings auch auszunutzen. Überhaupt empfanden wir unsere Lebensumstände bald gar nicht mehr als abnorm. Viel mehr Mühe hatten wir, die Gedanken an zu Hause und ein entsprechendes Leben dort wachzuhalten. Der immer wiederkehrende Traum von der Heimkehr nutzte sich ab, wurde fad, unwirklich. Ein mühsam aufrecht erhaltener Traum. (...)

Der Sommer 1947 wurde so heiß, daß das Wasser rationiert werden mußte. Nur stundenweise gab es welches. Und wenn Marianne und ich gegen Mitternacht schwarz und müde im Lager ankamen, waren wir froh, daß die Anderen uns einen Eimer Wasser zum Waschen zurückgestellt hatten.

Manchmal gingen wir auch in die Stadt; ja, wir kauften dort sogar Stoff für ein Kleid für mich. Marianne nähte es.

„Es muß hoch geschlossen sein, damit man deine vortretenden Schlüsselbeinknochen nicht so sieht“, meinte sie.

Ich selber kam mir in einem Kleid recht komisch, zumindest ungewohnt vor. (...)

Vom Standard-Lager aus sah man einen See im Osten. Wir aber richteten unser Augenmerk mehr nach Westen. Dort versperrte uns aber Jenakijewo die Sicht. Bald kamen Gerüchte auf, daß unser Lager verlegt würde. Herbst und Winter nahten.

Und es ging wirklich weiter nach Osten, noch östlich hinter den See, nach Bulowinka.

---

6 Russisch für Auftragsstelle

Das Bergwerk in Kalinowka, Gebiet Donezk, 1940er Jahre, einer der vielen Orte der Region, in denen Kohle ausgebeutet wurde / *Wikimedia Commons*

War es wirklich derselbe Platz, auf dem wir vor zwei Jahren in Pionierarbeit einen neuen Ort errichtet hatten? Ich hatte Mühe, Bekanntes zu finden. Aber gewohnt, uns mit den Gegebenheiten abzufinden, schickten wir uns auch in diesen Ortswechsel und versuchten, das Beste draus zu machen. Bulowinka wurde für die nächsten zwei Jahre unsere Heimstatt. Marianne aber ging nach Chatzapetowka. (...)

Aus anderen Lagern kamen Neuzugänge. Es entwickelten sich neue freundschaftliche Beziehungen, auch zwischen den Geschlechtern. Wir waren doch noch so jung, was wir in der tristen Zeit, die hinter uns lag, fast vergessen hatten. Auch Marianne war wieder in unser Lager zurückgekehrt, und wir arbeiteten wieder zusammen, am Lift des Bulowinka-Schachts. (...)

An freien Tagen in die Stadt – Jenakijewo – zu gehen, wurde zur lieben Gewohnheit. Von Bulowinka aus waren es nach meiner Schätzung mindestens 15 km bis dorthin. Gewöhnlich fuhr man auf Lastwagen mit, die einen bestimmten Sammelplatz in Ruda hatten. Ruda war übrigens die inzwischen zu einer richtigen Ortschaft gewordene Siedlung, deren erste Häuser wir im Sommer 1945 errichtet hatten. Wir haben also wirklich entscheidend am Wiederaufbau des Donbass-Gebietes mitgewirkt.

Das erste Bier meines Lebens habe ich in Jenakijewo getrunken!

Deutsche Schullektüre habe ich für wenig Geld in Jenakijewo kaufen können. (...)

Schon vier Winter hatten wir in Gefangenschaft überlebt! Aber viele von uns waren gestorben oder als Kranke heimgefahren. Um uns auch im Winter mal sattessen zu können, versuchten wir an unseren freien Tagen, als Hilfskraft in der Küche arbeiten zu können. Als Reserve für den nächsten Tag kratzten wir die angebrannten Reste der Graupenkascha[7] aus den Kochkesseln. (...)

Am Wochenende gab es im Lager Tanz. Dazu spielte Jonny auf dem Akkordeon auf. Die „Neuen“ brachten viel Neues mit, sogar neue Schlager, die erst in Rußland entstanden waren. In Dserschinsk[8] hatten sie gute Verbindung zu deutschen Kriegsgefangenen, und einer von denen kreierte den Schlager „Zum ersten Mal hab ich dich heute gesehn und bin ja schon so verliebt...“ (...)

Manchmal kam auch Besuch in unser Lager von diesen Kriegsgefangenen, die sich ziemlich frei bewegen konnten. Sie waren tadellos gekleidet, und wir hörten, daß sie bei der „Zensur“ arbeiteten, d. h. sie mußten die von uns geschriebene Post durchsehen, ob auch nichts Unrechtes geschrieben wurde. Unter vorgehaltener Hand hieß es: „Schreibt schnell! Diese Briefe werden von ihnen mitgenommen und ganz sicher abgeschickt!“ (...)

40 Jahre sind eine lange Zeit, aber sie reichen nicht aus, um zu vergessen, was einmal nur nacktes Leben war, ohne Schönheitsschnörkel, mit der Überschrift: „Überleben ist alles!“ Die Zukunft war zwar unvorstellbar, aber als ganz großes Ziel immer vor Augen: hier wieder rauszukommen. (...)

Nicht mehr lange haben Marianne und ich zusammen gearbeitet. Sie erwartete im Juni ein Kind. 1949 wurde ein fruchtbares Jahr, denn auch Schwester Irmgard erwartete ein Baby. Alle drei: Lotti, Marianne und Irmgard, haben auch die Väter ihrer Kinder später geheiratet, und jede hat noch ein weiteres Kind dazu bekommen.

Dipl. Ing. Roland Kulik (geb. 1951 in Kronstadt) lebt seit 1984 in Deutschland. Er war jahrelang in der Autobranche tätig.

Die Redaktion des HDO-Journals dankt Josef Balazs für die Unterstützung bei der Vorbereitung dieser Publikation.

7 Kascha – Russisch für Brei

8 Torezk (heute Ukraine).

Lilia Antipow — „… und alles ist tot“ — Leben und Sterben von Katharina Göhring (1892–1947), einer Deutschen aus der Ukraine

Friedhof im Rajon Kujbyschewski, Gebiet Kurgan-Tjube (Tadschikistan), Bestattungsort von Katharina Göhring, 1975 / *© privat*

„Das Schicksal ist so ungerecht mit unseren Menschen umgegangen, und viele von ihnen können sich bis heute nicht fangen und verstehen nicht, worin ihre Schuld bestand. Sie haben danach gelitten und leiden weiterhin.“

Oskar Göhring, Erinnerungen, 1997–1998

Als „Repatriierte“ in Tadschikistan

Katharina Göhring (geb. Wittmayer) starb am 3. September 1947 im Rajon Kujbyschewski, im Gebiet Kurgan-Tjube (Tadschikistan) mit 55 Jahren an Unterernährung. Deren Symptome waren bereits im Herbst 1945 aufgetreten. Im darauffolgenden Jahr verschlechterte sich ihr Zustand, sie war bettlägerig, litt unter Diarrhoe, an mangelhafter medizinischer Versorgung und Körperhygiene. Ein Brief ihrer Schwiegertochter Amalia Göhring, in deren Obhut sie sich befand, vom 23. September 1947 dokumentiert ihr Leiden und die Geschichte ihrer Familie, die 1944 aus der Ukraine nach Deutschland umgesiedelt und 1945 von dort nach Tadschikistan repatriiert wurde: „Guten Abend, lieber Schwager Oskar, Klara und Ernchen! Am Anfang meines Briefes muss ich euch eine Traurigkeit schreiben, dass unsere liebe teure Mama schon abgeschieden ist von uns am 3. September. Mittwochs morgen, um 8 Uhr ist sie gestorben im Krankenhaus. Sie war gerade acht Tage drin. Ich war bei ihr Tag und Nacht, und jenen Tag, als sie gestorben ist, war ich zuhause, dann habe ich sie nicht sterben gesehen. Aber ich habe sie einer deutschen Frau übergeben, sie soll schauen, bis ich komme, und bis ich den anderen Tag gekommen bin, war sie schon tot. Die Frau hat erzählt, dass sie gestorben ist. Sie hat bis zu Ende nur ‚Amalia‘ gerufen – bis sie nicht mehr konnte.“

Von Potsdam nach Tadschikistan deportiert, lebte ihre Familie dort in schrecklicher Armut. Mangel an Trinkwasser. Extrem niedrige Lebensmittelrationen – für sich und ihren Ehemann erhielt Katharina pro Monat auf Lebensmittelkarten 1,8 kg Mais. Hunger. Extreme Hitze. Einsamkeit. Sehnsucht nach den beiden Söhnen und Ungewissheit über deren Schicksal. Ihre Briefe an den Sohn Oskar waren ein einziger Hilferuf. Seine Versuche (er lebte als Deutscher im weit entfernten westsibirischen Osinniki unter der Sonderkommandatur), eine Genehmigung für die Verlegung von Mutter und Vater nach Sibirien einzuholen, zeigten zu spät Erfolg – die beiden waren da bereits tot.

Warten auf Geldüberweisungen vom Sohn Oskar, um auf dem Markt zusätzliche Lebensmittel kaufen zu können. Warten auf einen Brief des Sohnes: „Oskar, die Mama hat den ganzen Tag gesagt: ‚Warum schreiben sie nicht‘“, berichtete Amalia. Warten auf ein Überlebenszeichen des Sohnes Eduard. Er wird den Krieg und die amerikanische Kriegsgefangenschaft überleben und im oberöstereichischen Linz landen. Sie erfährt es nicht mehr. Warten auf ein Wiedersehen mit den beiden Söhnen: „Oskar, die letzten Täge vor dem Tod hat sie so geschrien: ‚Oskar, Eduard, was darf ich meine Kinder nicht mehr sehen.‘ Wir haben gedacht, du kommst auf Urlaub.“

Löffel aus dem Essbesteck von Katharina Göhring, Anfang des 20. Jhr. / *© Lilia Antipow*

Katharina war das dritte Familienmitglied, das der Tod im Jahr 1947 dahinraffte. Im Februar war bereits ihr Ehemann Johann (1885 – 1947) verstorben, wenig später starb ihr Enkel, der Sohn von Amalia und Eduard, der dreijährige Kuhrt (1944 – 1947). Nun Katharina.

Luisenstraße 34 / Ecke Auguste-Viktoria-Straße, Potsdam, o.J. / *© Museen Brandenburg*

„Kannst das verstehen, wie es mir ist, in fünf Monaten drei Beerdigte. Wo ich mein liebes süßes Kuhrtchen vergaben habe, und dann habe ich immer an unseren lieben Gott angehalten, dass er mir die Mama lassen soll. Ich komme jetzt nicht mehr raus, weil ich nur noch Schein bin. Ich gehe in den Tod oder werde leben. Wenn sie mich nicht rauslassen, dann reiße ich aus aus meinem Leben. Ist sowieso aus, wenn ich es mir überlege, möchte ich mir das Leben nehmen. Oskar, jetzt stehe ich allein, wenn ich vom Feld komme: kein Vater, keine Mutter und kein Kind sind da, mit denen ich sprechen kann. Vorher, wenn ich kam, waren meine ersten Schritte vor Mamas Bett und ich fragte: ‚Mama, wie geht es, besser oder nicht?' Und jetzt ist das Bett leer, und alles ist tot. Wenn ich nur schon dort wäre, wo die lieben Eltern und Kuhrtchen sind."

Amalia Göhring, Brief an Oskar Göhring, 23. September 1947

Oskar Göhring gab Jahrzehnte später in seinen Erinnerungen zu Papier: „Mir brach es das Herz. Die Eltern zogen acht Kinder groß, und mussten so menschenunwürdig sterben."

Als er 1956, nach der Befreiung aus der Sonderansiedlung, zum ersten Mal nach Tadschikistan kam, fand er nur noch den Ort vor, an dem Katharina Göhring bestattet wurde. Von persönlichen Gegenständen, die ihr gehörten, überlebte nur ein Löffel aus dem Essbesteck, das sie 1917 bei ihrer Hochzeit mit Johann als Mitgift bekommen hatte. Ihn hatte sie ihrem Sohn Oskar mitgegeben, als der im Juli 1941 zur Roten Armee eingezogen wurde. Oskar verwahrte ihn im stalinistischen Lager, Jahrzehnte lang in Sibirien und brachte ihn schließlich 1990 bei der Ausreise in die Bundesrepublik mit.

Als „Volksdeutsche" und „Adminitrativ Umgesiedelte" im „Warthegau" und in Potsdam

Am 22. Juni 1941 überfiel das NS-Deutschland die Sowjetunion. Im August 1941 wurde die deutsche Kolonie Scharowo[1] von NS-Truppen besetzt und Teil des „Gouvernements Transnistrien" unter rumänischer Herrschaft. In den folgenden zweieinhalb Jahren erlebte die Bevölkerung den Terror der Besatzer und eine umfassende Neuordnung in Verwaltung, Wirtschaft, Bildung und Alltag. Scharowo wurde einem der 30 Bereichskommandos zugeordnet und ein „volksdeutscher Bürgermeister" eingesetzt: Johann Göhring, Katharinas Ehemann, bekleidete vom 9. August 1941 bis 15. April 1942 dieses Amt.

Ein zentrales Ziel der NS-Herrschaft in Transnistrien war die „Volkstumspolitik", die eine neue „deutsche Gemeinschaft" schaffen sollte. Katharina wurde in die „Deutsche Volksliste Ukraine" aufgenommen. Feinde des NS-Staates wie Juden, Kommunisten und „russische Kollaborateure" blieben außen vor. Die SS-Einsatzgruppe D verfolgte diese Gruppen. Ihren Mordaktionen fielen schon im August 1941 400 Juden im Nachbardorf Janovka[2] zum Opfer. In Scharowo wusste man davon, ob und wie Katharina und ihre Umgebung darauf reagierten, ist nicht dokumentiert.

Jenseits von Politik und Öffentlichkeit verlief Katharinas Leben in den „gewohnten" Bahnen. Alles drehte sich um den Hof und die Bestellung der Landwirtschaft. Ab 1942/43 wurden auch in Scharowo die in sowjetischer Zeit errichteten Kolchosen durch private ersetzt. Katharinas Gedanken kreisten außerdem um ihre Kinder. Ihr Sohn Eduard entkam der Einberufung zur Roten Armee, während der zweite Sohn, Oskar, noch am 15. Juli 1941 eingezogen worden war. Bei Eduards Hochzeit 1943 nach ihrem sehnlichsten Wunsch gefragt, meinte Katharina: dass Oskar an die Tür klopfte und heimkam. Herbert Hornbacher, ein Nachbar, der ebenfalls zur Roten Armee eingezogen worden war und später auf die Seite der Wehrmacht wechselte, kam 1943 nach Scharowo zu ei-

1 ukr. Scherowe (Ukraine).
2 ukr. Iwaniwka (heute Ukraine).

nem Fronturlaub; er überbrachte das erste Lebenszeichen von Oskar.

Am 16. März 1944 wurde Katharina Göhring mit ihrem Mann Johann und weiteren Mitgliedern ihrer Großfamilie (zusammen mit rund 125.000 dort ansässigen Deutschen aus dem „Gouvernement Transnistrien“) im Rahmen der NS-„Administrativumsiedlung“ in den „Warthegau“ bei Posen[3] verbracht. Nach den menschenverachtenden Plänen der nationalsozialistischen Politik sollte dies dort der „Züchtung des germanischen Herrenmenschen“ dienen. Unter extrem schwierigen Bedingungen, nach einem dreimonatigen Treck durch Rumänien, Bulgarien und Serbien erreichte Katharina am 29. Juni 1944 den „Warthegau“ und landete im Lager Hohensand[4]. Ihr gesamtes Vermögen hatten sie und ihr Mann in Scharowo zurücklassen müssen.

Die NS-Propaganda inszenierte die Umsiedlung als „Heimkehr der Russlanddeutschen“, doch für Katharina war sie mit „Karantäne“ und Prüfungen ihrer „volkspolitischen Zuverlässigkeit“ im Schleußungslager verbunden. Sie wurden als „osttauglich“ befunden, am 6. November 1944 in Wiesenstadt[5] eingebürgert und auf einem (enteigneten, vormals polnischen) Bauernhof in Stefansdorf[6] bei Schmiegel[7] (Kreis Kosten[8]) angesiedelt. Während ihr Sohn Eduard und andere männliche Familienmitglieder zur Wehrmacht oder zur Waffen-SS eingezogen wurden, musste Katharina den Alltag nun allein meistern, unterstützt von ihrem Ehemann und ihrer Schwiegertochter Amalia. Viele der deutschen Umsiedler waren sich der Rechtswidrigkeit der Enteignung und Vertreibung der polnischen Bevölkerung bewusst. Katharina lebte in ständiger Angst vor Racheakten der ehemaligen polnischen Eigentümer, erlaubte heimlich der Frau des früheren Hofbesitzers, die Kühe im Stall zu melken, damit sie Milch für ihre Familie hatte.

Als die Rote Armee im Januar 1945 immer näher kam, floh Katharina mit anderen Frauen, Kindern und alten Männern weiter in Richtung Westen. Sie war zusammen mit ihrem Mann, ihrer Schwiegertochter Amalia und ihrem Enkel Kuhrt unterwegs. Ihre Flucht endete in Potsdam, wo sie in der Luisenstraße 22 (heute Zezilienstraße), in einer Wohnung bei der Reparaturwerkstatt von Wilhelm Stein unterkamen. Der Alltag war beherrscht von der ständigen Suche nach Lebensmitteln und der Angst vor Bombenangriffen. Am 14. April 1945, während der „Nacht von Potsdam“, starben Amalias ältere Schwester und ihre vier Kinder bei einem Fliegerangriff der

3 poln. Poznań (heute Polen).
4 poln. Łagiewniki (heute Polen).
5 poln. Wielichowo (heute Polen).
6 poln. Nowe Szczepankowo (heute Polen).
7 poln. Śmigiel (heute Polen).
8 poln. Kościan (heute Polen).

Katharina Göhring, verm. Bild für den „Umsiedlerausweis“, Warthegau 1944 / © privat

Schmiegel, zeitgenössische Ansichtskarte, um 1940

britischen Royal Air Force auf die Stadt. Unter der sowjetischen Besatzung erlebte Katharina die Allgegenwart des Todes und wurde Zeugin von Vergewaltigungen, darunter von Frauen aus der eigenen Großfamilie.

Katharina Göhring und ihre Familie wurden am 9. Oktober 1945 in die Sowjetunion repatriiert. Sie gehörte zu den etwa 200.000 Deutschen, die von sowjetischen Repatriierungskommandos umgesiedelt wurden. Ihr Zug führte sie über das Überprüfungs- und Filtrationslager in der ukrainischen Stadt Wladimir-Wolynskij[9] nach Tadschikistan. Am 20. Dezember 1945 kam sie mit ihrer Familie in der Stadt Leninabad[10] an. Anschließend wurden sie auf verschiedene Regionen des Landes verteilt. Die Versorgungslage in Tadschikistan war katastrophal und die Hungersnot von 1947 forderte viele Opfer, darunter auch Katharina Göhring.

Zur „Vorgeschichte“: Als Enteignete und Opfer des „Großen Terrors“

Als Katharina Göhring 1947 starb, war sie 55 Jahre alt. Als die NS-Truppen 1941 in die Sowjetunion einmarschierten, war sie 49, und nur wenige Jahre seit der Kollektivierung der Landwirtschaft und dem stalinistischen „Großen Terror“ waren vergangen. Die sowjetische Regierung hatte durch Gewalt und Anreize die Partizipation der deutschen Bevölkerung erzwungen, jedoch keine wirkliche Inklusion, geschweige denn Identifikation mit dem neuen System erreicht. Die Scharower lebten in prekären politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, geprägt von Angst um Leib und Leben, Knappheit und Versorgungsschwierigkeiten.

Schon während der Revolutions- und Bürgerkriegsjahre hatte das Gebiet nördlich von Odessa stark unter den Kämpfen zwischen den verschiedener Kriegsparteien gelitten. Sie sowie die permanenten Getreiderequirierungen und eine nachfolgende Dürre hatten zur Hungerkatastrophe von 1921–1922 geführt. So starben in der deutschen Kolonie Großliebenthal[11] 800 von 4.800 Einwohnern an Hunger. Auch Katharina und ihr Mann hatten ums Überleben zu kämpfen. Und als das Schlimmste überstanden schien, wurde in der zweiten Hälfte der 20er Jahre auch Scharowo vom sowjetischen „Experiment“ erfasst, das eine neue sozialistische Staats- und Gesellschaftsordnung zu etablieren versuchte. Die Abschaffung der Dorfversammlung, die Enteignung der Bauern und die Kollektivierung der Landwirtschaft ab 1929 führten zu massiven Einschnitten in das Leben der Dorfbewohner.

Katharina und Johann bewahrten eine reservierte Haltung gegenüber der Sowjetmacht. Als die Kollektivierung angekündigt wurde, reagierten sie mit dem massenhaften Verkauf und der Schlachtung von Vieh. Sie besaßen zuvor sieben Pferde und fünf Kühe, verkauften jedoch fast alles. Die Enteignung traf nicht nur wohlhabende „Kulaken“, sondern auch angesehene Mitglieder der Dorfgemeinschaft und Geistliche, die ohne Hab und Gut aus ihren Häusern geworfen wurden.

Nachdem die von Partei und Staat geschaffenen wirtschaftlichen Bedingungen die bäuerliche Privatwirtschaft unmöglich gemacht hatten, traten Katharina und Johann der Kolchose bei und übergaben ihren gesamten Grundbesitz, die 35 ha Ackerland, 0,8 ha Wiesen- und Weideland, 0,3 ha Weinbauflächen, sowie das verbliebene Vieh und das landwirtschaftliches Inventar in Kollektivbesitz. Für Johann blieb der Verlust seines Eigentums ein großes Trauma, da auf ihm nicht nur die wirtschaftliche Existenz, sondern auch Selbstbewusstsein und Stolz beruhten.

„Einen Tag bevor wir unseren Grund und Boden an die Kolchose abtreten mußten, spannte mein Vater zwei unserer Pferde in eine Pritsche ein, setzte mich und meinen Bruder drauf und wir fuhren auswärts des Dorfes. Unser Weg lag um die Familienfelder. Das Korn war gut gewachsen und seine Ähren, die etwa einen halben Meter hoch waren, bildeten ein riesiges goldfarbenes Meer, das unter dem Wind leicht hin und her schwebte. Beinahe

9 ukr. Wolodymyr-Wolynskyj (heute Polen).
10 heute: Chudschand (Tadschikistan).
11 ukr. Welykodolynske (heute Ukraine).

hätten wir die Felder passiert, plötzlich hielt mein Vater am Wegrand an. Wir schauten zu ihm hinauf. Er blickte auf das Feld und aus seinen Augen flossen Tränen.“

Oskar Göhring, Erinnerungen, 1997 – 1998

Die Kollektivierung der Landwirtschaft in Scharowo führte zu ruinösen Verhältnissen und zerstörten Schicksalen. In ihrer Folge stellte sich im Dorf ein Zustand der Ohnmacht ein, in dem ehemals wohlhabende Bauern unter der Kontrolle einer unfähigen Kolchosführung arbeiteten, was sie zu initiativlosen, verängstigten Wesen machte.

1933 wurde Scharowo wie die ganze Ukraine von einer erneuten Hungersnot – dem Holodomor – heimgesucht. Katharinas Familie überlebte, indem sie eine spezielle Bohnenart anbaute und verkaufte und für den Erlös Mehl erstand.

In der Kolchose erhielt der Bauer für seine Arbeit lediglich „Arbeitstage“ – „Trudodni“ – gutgeschrieben, die später u.a. mit Lebensmittelzuteilungen vergolten wurden. Diese reichten oft nicht aus, um die Familie zu versorgen. Johann Göhring, als Buchhalter tätig, konnte mit seinem Verdienst die Familie nicht ernähren. Katharina übernahm die Rolle der „Verwalterin“ des Familieneinkommens, indem sie Produkte aus ihrer Eigenwirtschaft auf Märkten in Janovka und Odessa verkaufte, darunter selbstgemachte Butter. Mit den Einnahmen kaufte sie auch Stoffe und Kleidung für ihre Söhne.

Die staatliche Atheismus-Kampagne, die 1929 begonnen hatte, verdrängte die Kirche und ihre Feste aus dem dörflichen Leben. Der evangelisch-lutherische Gebetsraum und das Gebetshaus der Baptisten wurden geschlossen. Religion wurde zur Privatsache; Katharina und ihre Familie konnten nur noch heimlich beten und Feiertage wie Weihnachten und Ostern im Verborgenen feiern, stets in der Angst vor Entdeckung und Bestrafung.

Die Kollektivierung und die Hungerkatastrope, der stalinistische „Große Terror“ von 1937 – 1938 und die „deutsche Operation“ des NKVD verwandelten Scharowo in ein „Bloodland“ (Timothy Snyder), zu dem Osteuropa – und die Ukraine als ein Teil davon – unter der Gewaltherrschaft Stalins und Hitlers wurde. Das heißt, sie wurden zum Schauplatz von staatlich initiierten Gewaltverbrechen: 1937 – 1938 fielen 69.000 bis 73.000 Deutsche dem „Großen Terror“ zum Opfer. Zu diesen Opfern zählte u.a. der Prediger der Baptistengemeine Johann Häterle (1871 – 1937).

Von Katharinas Brüdern überlebte keiner die stalinistische Terror- und Repressionspolitik der 1930er Jahre. Karl, Jakob und Friedrich Wittmayer wurden von der Entkulakisierung betroffen und waren anschließend weiteren Repressionen ausgesetzt. Jakob und Friedrich wurden in die Verbannung geschickt und gelten seitdem als verschollen. Karl Wittmayer (1888 – 1938) wurde am 2. November 1938 durch eine Trojka des UNKVD zum Tode verurteilt und zwei Tage später erschossen. Auch die Familie ihrer Schwester Christina Eibert (geb. Wittmayer) wurde enteignet, und ihr Ehemann Rudolf wurde in die Verbannung geschickt, wo er später verstarb.

Rückblick: Katharina – Tochter und Ehefrau eines deutschen Kolonisten

Katharina Göhring wurde am 19. Januar 1892 in der deutschen Kolonie Neu-Berlin[12] in Odessa geboren. Sie entstammte einer wohlhabenden römisch-katholischen Bauernfamilie, deren Vater, Karl Wittmayer, ein reicher Bauer war und 23 Kinder mit zwei Frauen hatte. Katharina erhielt eine gute Schulausbildung und heiratete am 6. August 1917 Johann Göhring, der sieben Jahre älter war und ebenfalls aus einer deutschen Kolonistenfamilie stammte. Johann war Witwer und hatte sechs Kinder aus seiner ersten Ehe. Seine erste Frau war ein Jahr zuvor an Schwindsucht verstorben.

12 ukr. Worobiowe (heute Ukraine).

Katharina galt als gesund und hatte einen guten Ruf, was sie zu einer attraktiven Heiratskandidatin machte. Dass Johanns Wahl auf Katharina fiel, war auch auf die Vermögensverhältnisse ihrer Familien zurückzuführen.

Katharina Göhring übernahm die Verantwortung für die Erziehung der Kinder, die Johann mit in die Ehe brachte. Eine Herausforderung, wozu die Verwandten von Johanns erster Frau wohl beitrugen. Besonders schwierig war das Verhältnis zu ihrem ältesten Stiefsohn Wilhelm, der sich in der und mit der Schule schwer tat. Es nährte den Vorwurf, dass Katharina ihre eigenen Kinder bevorzugte, was die familiären Spannungen verstärkte.

Nach der Hochzeit war Katharina zu Johann nach Scharowo gezogen. Sie führten ein Familienlieben, wie es für die deutschen Kolonisten im Schwarzmeergebiet typisch war. Die patriarchalische Struktur der Familie sah Johann als Oberhaupt, was die traditionelle Geschlechterrollenverteilung in ihrer Gemeinschaft widerspiegelte. Auch an der Dorfversammlung nahm Johann als Vertreter seines Hofes teil.

rechte Seite, linkes Bild: Karl Wittmayer und seine Ehefrau Elisabeth (geb. Heer) mit ihren Kindern. 1. Reihe, 1. v. r.: Friedrich Wittmayer, 4. v. r.: Jakob Wittmayer; 2. Reihe, 1. v. r.: Johann Wittmayer, 2. v. r.: Katharina Göhring (geb. Wittmayer), 3. v. r.: Karl Wittmayer, o.O., um 1900 / *© privat*

Johann und Katharina Göhring bei ihrer Hochzeit, Janowka, 6. August 1917 / *© I.P. Finkelstein, Janowka*

Das Hochzeitsfoto zeigt ein etwas formell und verschlossen wirkendes Ehepaar. Ihre Hochzeitsausstattung verrät den Anspruch, modern und städtisch zu wirken. Die Hochzeitstracht des Bräutigams und der Braut passten sich der europäischen Hochzeitsmode an. Johann trägt einen dunklen Anzug und ein weißes Hemd mit dunkler Krawatte. An der rechten Borte des Anzuges wurde ihm ein weißes Blumensträußchen angenäht. Katharina wurde mit einem weißen Kleid aus einem feinen luftigen Stoff und mit einem ebenfalls weißen Schleier ausstaffiert, der auf dem Stirnteil mit bunt bemalten Blumen aus Wachs besetzt war.

rechts: Christina Göhring (geb. Pastian), die erste Ehefrau von Johann Göhring, mit ihrem sechs Kindern, o.O., um 1914 / *© privat*

Nichtsdestotrotz erstreckte sich Johann Göhrings Einflussnahme nur auf einen Teil des täglichen Lebens. Katharina spielte in der Haus- und Hofwirtschaft eine kaum weniger wichtige Rolle, die in der lokalen Dorfgemeinschaft hoch geschätzt wurde. Während Johann vor allem die Feld- und Stallarbeit übernahm, kümmerte sich Katharina um die Hausarbeit, darunter das Backen von Brot, Kochen und die Pflege der Kleidung. Ihr Sohn Oskar erinnerte sich bis ins Alter an ihre hervorragenden Kochkünste, besonders zu Feiertagen. Während der Feldarbeit arbeiteten die Eheleute eng zusammen, doch blieben die traditionellen Geschlechterrollen bestehen.

Auch als Mutter genoss Katharina große Autorität. Die familiären Rituale, wie das gemeinsame Essen und das Gebet, waren streng geregelt und prägten das Verhalten der Kinder. Diese familiäre Struktur und die Priorität der Familie gegenüber anderen Institutionen mochte ein Grund dafür sein, dass das kommunistische Gedankengut der jüngeren Generation in Scharowo nach 1917 zunächst fremd blieb. Unter den Kolonisten wurde großer Wert auf Gehorsam, Respekt, Fleiß, Verantwortung und sozialen Frieden gelegt, und die Kinder wurden angehalten, loyale Haltungen gegenüber ethischen Normen des Christentums und dem Gesetz zu entwickeln. Die Bildungs- und Berufswahl ihrer Söhne, Eduard und Oskar, wurde von den Eltern beeinflusst, wobei beide eine Ausbildung erhielten. Die patriarchalische Struktur führte dazu, dass die Kinder auch im Erwachsenenalter für ihre Eltern verantwortlich waren. So wie Katharina sich in Notzeiten um ihre Schwiegereltern kümmerte.

Die Freizeitgestaltung in Scharowo umfasste Kirchengänge, Festessen und Besuche bei Verwandten. Die Kirche spielte eine zentrale Rolle im Leben der Familie Göhring, und der christliche Festkalender mit Weihnachten, Ostern und Pfingsten prägte ihren Jahresablauf. Katharina war religiös und Mitglied der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde, die in den 1920er Jahren nur eine kleine Minderheit darstellte. Sie begleitete Gottesdienste musikalisch am Harmonium. Die Predigten wurden von zwei Pfarrern gehalten, einer davon war ein Scharower Bauer ohne geistliche Ausbildung. Der andere kam aus der Kolonie Alt-Freudenthal[13]. In Scharowo waren beide Pfarrer hoch angesehen. Der Alt-Freudentaler Geistliche übernachtete bei Katharina und Johann Göhring. In ihrem Haus belegte er das schöne Zimmer – die „Vorderstub".

Katharinas Sohn Oskar beschrieb das Leben in Scharowo und in der Elternfamilie vor der Kollektivierung in seinen Erinnerungen anhand der Metapher des „Garten Edens". Katharina war für ihn die „Königin" in diesem Paradies.

Erst Kollektivierung und Terror, dann der Zweite Weltkrieg und die Zwangsumsiedlungen zerstörten die wirtschaftliche, soziale, kulturelle und religiöse Welt von Katharina Göhring von Grund auf. Für sie bedeutete dies den Verlust ihrer traditionellen Rollen und Handlungsräume. In der Familie war sie nicht mehr die zentrale Figur, die sie zuvor gewesen war. Ihre Aufgaben und Verantwortlichkeiten in der Wirtschaft, die oft mit der Landwirtschaft und dem Handwerk verbunden waren, wurden durch die Zwangsumsiedlungen obsolet. Auch in der Gesellschaft verlor sie ihren Platz, was zu einem Gefühl der Entwurzelung und Isolation führte. Die Zwangsumsiedlungen brachten nicht nur den Heimat- und Besitzverlust mit sich, sondern auch einen tiefen Einschnitt in die Identität und das Selbstverständnis von Frauen wie Katharina. Die gesellschaftlichen Strukturen, die ihr bisher Stabilität und Sicherheit gegeben hatten, zerbrachen.

Stets präsent in den Erinnerungen von Katharinas Oskar Göhring war die Schuld-Frage: Was haben Katharina und andere Menschen aus seinem Heimatdorf persönlich getan, sodass sie zu Objekten der restriktiven antideutschen Politik des Sowjetstaates und der kommunistischen Partei wurden. Er hatte darauf keine Antwort.

Die Schreibweise der Quellen wurde hinsichtlich ihrer Lesbarkeit angepasst.

Erfahren Sie mehr über die Geschichte der deutschen Kolonie Scharowo im Schwarzmeergebiet:

Dr. Lilia Antipow, Experiment und Terror. Scharowo/Scherowe, deutsche Kolonie im Schwarzmeergebiet, 1917/45

13 ukr. Myrne (heute Ukraine).

Manfred Kittel —
Der Lastenausgleich und die Frauen

Über die Rolle der Frauen in der Geschichte des „Lastenausgleichs“ zwischen deutschen Ostvertriebenen und vom Heimatverlust verschonten einheimischen Westdeutschen in der Bundesrepublik nach 1949 weiß man bis heute nur wenig. Es braucht aber nicht gleich identitätspolitische Verschwörungstheorien, um die sozialgeschichtliche „Forschungslücke“ zu erklären. Schließlich liegen zur Rolle der Männer ebenfalls noch keine Spezialstudien vor, obwohl sie nach der Volkszählung von 1950 einen Anteil von 47,1 Prozent an den deutschen Ostvertriebenen stellten und damit nicht sehr viel weniger als die Frauen mit 52,9 Prozent.

Die Zahlen waren bekanntlich vor allem das Ergebnis des Sterbens von Millionen männlicher Soldaten, viele von ihnen aus den Ostgebieten, an den Fronten des Zweiten Weltkriegs. Flucht und Vertreibung in den Jahren ab 1944 hatten dann allerdings überdurchschnittlich stark die bis zuletzt in der ost-, sudeten- oder südostdeutschen Heimat lebenden Frauen – und mit ihnen die Alten und die ganz Jungen – betroffen. Die vertriebene Mutter und ihr Kind zeugen im bundesdeutschen Bildgedächtnis auf Denkmälern und Gedenkbriefmarken bis heute davon. Männer im wehrfähigen Alter wurden dagegen oft erst dadurch zum Vertriebenen, dass sie nach der Kriegsgefangenschaft nicht mehr in die Heimat zurückkehren konnten. Waren sie verheiratet, hatten sie anschließend die Mühsal des Neuanfangs und der Integration im Westen mit ihren Gattinnen gemeinsam zu meistern, die freilich in den Familien ebenso wie die vielen Alleinerziehenden das Gros der Sozialarbeit leisteten.

Die schwerste, oft lebenslange Sonderlast der vertriebenen Frauen, auch zahlloser junger Mädchen, resultierte indes daraus, dass sie in eineinhalb bis zwei Millionen Fällen zum Opfer sexualisierter Gewalt durch meist sowjetische Soldaten geworden waren. Insofern gibt es tatsächlich einen besonders tragischen Grund für die Frage, welche Rolle den Frauen in der Geschichte des Lastenausgleichs zukam. Im Zusammenhang damit interessiert dann auch, wer überhaupt die zentralen Akteurinnen und Akteure dieses größten sozialpolitischen Projekts der jungen Bundesrepublik waren und was das Lastenausgleichsgesetz von 1952 den Vertriebenen generell und damit ja auch ihrer größeren femininen Hälfte gebracht bzw. nicht gebracht hat.

Das „Gesetz über den Lastenausgleich“ (LAG) gilt bis heute als Kernstück der wirtschaftlichen und sozialen Integration von zunächst 8 Millionen Heimatvertriebenen aus dem Osten in der Bundesrepublik Deutschland. Finanziert vor allem auch aus Abgaben auf das Vermögen der westdeutschen Altbevölkerung sowie Zuschüssen der öffentlichen Hand, verteilte es bis 2002 über 145 Milliarden DM an Kriegsschadenrenten, Wohnungsbauförderung oder wirtschaftlichen Eingliederungsdarlehen sowie Entschädigungsleistungen für verlorenen Hausrat, für Immobilien- oder Betriebsvermögen an die Neubürger – aber auch an Millionen einheimische Bombengeschädigte und Luftkriegsevakuierte. Das mit Abstand meiste Geld floss in diverse Renten, nur halb so viel in die sogenannte Hauptentschädigung für Immobilienvermögen und Spareinlagen nebst anderen geldwerten Ansprüchen, lediglich ein Fünftel der für Renten verauslagten Summe in die Hausrathilfe, die als „Hauptentschädigung des kleinen Mannes“ galt.

Die Kriegsschadenrente gewährte der Staat entweder als bloße Unterhaltshilfe, um sehr armen Betroffenen den Antrag auf Sozialhilfe zu ersparen, oder aber als „Entschädigungsrente“, die auf der „Abgeltung von Vermögensverlusten“ basierte. Anders als beim Bundesentschädigungsgesetz von 1956 für die zu einem großen Teil jüdischen NS-Opfer aus dem alten deutschen Reichsgebiet, wo es auch um Schäden an Leben, Körper, Gesundheit und Freiheit ging, standen beim Lastenausgleich Schäden an Eigentum, Vermögen und schließlich auch noch an „beruflichem Fortkommen“ ganz im Mittelpunkt. Erst nach jahrelangem Drängen des Zentralverbandes der vertriebenen Deutschen (ZvD) erklärte sich das Bundesfinanzministerium 1957 bereit, für Schäden, „die

Im Diskurs der Zeit und der Erinnerungskultur der frühen Bundesrepublik wurden geflüchtete und vertriebene deutsche Frauen als „Opfer“ anerkannt. Dennoch kam die Politik des Lastenausgleichs vor allem den Männern zugute. Plakat des Gesamtdeuten Blocks / Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten, Bundestagswahl 1957

infolge von Vergewaltigungen entstanden sind, einen Ausgleich zu gewähren“. Er orientierte sich unabhängig von der individuellen Bedürftigkeit an dem, was Väter nichtehelicher Kinder damals üblicherweise zu entrichten hatten. Anträge waren beim jeweils vor Ort zuständigen Amt für Verteidigungslasten einzureichen.

Dass die Zahlung freilich nur gewährt wurde, wenn die Vergewaltigung „einwandfrei“ festgestellt worden war, verweist schon auf das ganze Dilemma des Umgangs mit dem schwierigen Thema. Denn wie sollten die oft im Chaos der letzten Kriegstage begangenen Verbrechen an Orten, die zwischenzeitlich jenseits eines Eisernen Vorhangs lagen, zehn oder fünfzehn Jahre danach noch exakt aufgeklärt werden? Wo doch die Täter unter dem Schutz nationalkommunistischer Regierungen im Ostblock in der Regel nicht mehr zu greifen waren? Die Frage liegt da nahe, ob der wenig barmherzige Umgang der Ausgleichsbürokratie mit den betroffenen Frauen nicht auch damit zu tun hatte, dass die ganze Politik des Lastenausgleichs ohnehin eine durch und durch männliche Veranstaltung war?

Denn das war sie, wenn man auf ihr Personal blickt, in der Tat. Sämtliche Finanz- und Vertriebenenminister, die sich hier die Zuständigkeit teilten, waren in den ersten zwei Jahrzehnten der Bundesrepublik bekanntlich Männer. Und auch die drei wichtigsten Fachpolitiker der größten Regierungspartei CDU, der ostpreußische ZvD-Vorsitzende Linus Kather, der aus Barmen/Wuppertal stammende Bundestagsabgeordnete Johannes Kunze und der langjährige Vertriebenenstaatssekretär Peter Paul Nahm, ein Mittelrheinländer, waren keine Frauen. Bei der größten Oppositionspartei SPD sah es trotz einiger Bundestagsabgeordneter wie Lisa Korspeter und Anni Kranstöver oder der von der CDU übergewechselten kurzzeitigen niedersächsischen Vertriebenenministerin Maria Meyer-Sevenich nur wenig anders aus.

Die Vertriebenen insgesamt waren in den Parlamenten ohnehin schon nicht ihrem Bevölkerungsanteil entsprechend repräsentiert, und die Frauen stellten innerhalb dieser Minderheit eine noch winzigere Gruppe – laut Wolfram Fischers Studie zu den sog. „Heimatpolitikern“ nur 7 von 133 Abgeordneten eines von ihm erstellten Samples. Was erschwerend hinzukam: Die meisten von ihnen widmeten sich im Dienst ihrer Parteien eher klassischen allgemeinen Frauenthemen wie der Familien- oder Kulturpolitik nebst Brauchtumspflege statt den zentralen Fragen des Lastenausgleichs. Auch im Personenregister meiner Gesamtdarstellung über die „Stiefkinder des Wirtschaftswunders?“ tauchen infolgedessen unter mehreren Hundert Einträgen nur eine Handvoll Frauen auf.

Die zeittypische männliche Dominanz in diesem Politikfeld war dennoch bei weitem nicht die einzige und nicht einmal die ausschlaggebende Ursache für das faktisch weitgehende Ausklammern sexualisierter Gewalt gegen Frauen im Rahmen des Lastenausgleichs. Denn es waren auch die vertriebenen Frauen selbst, die sich mit Thema aus höchst nachvollziehbaren Gründen ausgesprochen schwertaten und es selbst in den Frauenorganisationen der Vertriebenenverbände, nach allem, was bisher bekannt ist, eher mieden. Eine größere Rolle hatte es, wie Katharina Aubele erforscht hat, nur in der allerersten Zeit nach dem Exodus gespielt, als etwa die Caritas 1946 eine spezielle Seelsorge für betroffene Frauen konzipierte und eine pastoral-theologische Handreichung für den Umgang mit ihnen herausgab. 1954 publizierte Johannes Kaps als Ausschnitt aus der „Schlesischen Passion“ das „Martyrium und Heldentum ostdeutscher Frauen“.

Viele Frauen schwiegen aber ein Leben lang über das erfahrene Trauma, so wie die Mutter eines Kieler Ministerialbeamten, der mir einmal erzählte, wie er erst nach deren Tod, Jahrzehnte nach 1945, auf dem Dachboden tagebuchähnliche Aufzeichnungen fand und darin erstmals erfuhr, durch welche Höllen die Verstorbene einst gegangen war. Auch die Männer der Vergewaltigten, wenn sie verheiratet waren, hatten oft Mühe, mit dem Ereignis fertig zu werden, weshalb viele Frauen es für besser hielten, einfach ganz zu schweigen. Und hätten, wenn das Thema Vergewaltigungen zum Gegenstand des Lastenausgleichs geworden wäre, nicht auch die spezifischen anderen Gewalterfahrungen der Männer an der Front oder in Gefangenschaft und Zwangsarbeit berücksichtigt werden müssen? Und wenn ja, zu „welchem Preis“? Hinzu kam ein gesamtgesellschaftliches Klima, das auch an den unzähligen anderen Vertreibungsverbrechen im Osten bald generell kein großes Interesse mehr zeigte und sich nicht einmal groß darüber empörte, dass diese Kapitaldelikte weder konkret ermittelt noch gar juristisch geahndet wurden.

Die Lücke des Lastenausgleichs bei der Entschädigung von Vergewaltigungsopfern ist insofern weniger überraschend, als es auf den ersten Blick scheint. Doch das große Sozialprojekt, das Mitte der 1960er Jahre 19 Millionen Menschen in sechs Millionen Familien betraf, hatte auch noch andere Schwächen. Über deren Wahrnehmung im Bedürfnishorizont vertriebener Frauen sind wir immerhin durch eine Mannheimer Lokalstudie ansatzweise informiert. Wie sie zeigt, war es eines der wichtigsten Probleme, dass vielfach 15 oder 20 Jahre seit der Vertreibung vergangen waren, bis Zahlungen im Rahmen der bürokratisch sehr komplizierten Hauptentschädigung erfolgten.

„Wenn man nicht ein Mensch mit viel Gottvertrauen“ wäre, so protestierte deshalb etwa eine Ingeborg R., alleinerziehende Mutter zweier Kinder, im September 1958 schriftlich beim Ausgleichsamt, würde man „die Flinte ins Korn werfen und drei Menschenleben ein Ende setzen.“ Schon als nach dem blutigen Ende des antikommunistischen Aufstands in Budapest 1956 „auch in Deutschland viel Lärm“ um die „Ungarn-Flüchtlinge“ gemacht wurde, fragte eine Minna J. die zuständige Mannheimer Behörde bitter, weshalb im Vergleich dazu die deutschen Heimatvertriebenen so „schlecht behandelt“ würden: „Wenn ich erst auf dem Sterbebett liege, brauche ich das Ausgleichsamt nicht mehr …“.

Wegweiser durch den Lastenausgleich, Cover der Informationsbroschüre, um 1955

Trotz aller Mängel, die der Lastenausgleich sowohl für vertriebene Frauen wie für vertriebene Männer mit sich brachte, muss ein Gesamturteil differenziert ausfallen. Gewiss, es enttäuschte viele Betroffene, dass wegen der begrenzten Gelder degressiv entschädigt wurde; bei größeren Verlusten waren dies nur noch wenige Prozent des eigentlichen Wertes. Zudem zehrte die immer wieder erhöhte Unterhaltshilfe nach LAG, für die eigentlich die Kommunen zuständig gewesen wären, einen zunehmend großen Teil der Mittel auf. Die tatsächlich erreichten Entschädigungsquoten bei den Empfängern lagen schließlich im Durchschnitt bei gut 20 %. Der gewerbliche und bäuerliche Mittelstand aus den deutschen Staats- und Siedlungsgebieten im Osten, dem eine höhere und vor allem auch schnellere Entschädigung besonders zugutegekommen wäre, erlitt folglich einen oft großen sozialen Statusverlust. Laut Mikrozensus-Statistik von 1970 gab es signifikant weniger Selbständige und auch deutlich weniger Immobilienbesitzer unter den Vertriebenen als unter den Einheimischen.

Die Ostvertriebenen bildeten demnach, so hat es der Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauser formuliert, so etwas wie die „Nachhut des Wirtschaftswunders". Aber selbst dieser Nachhut ging es während der letzten großen Boom-Zeit der westlichen Welt von Jahr zu Jahr spürbar besser. Die Vertriebenen erreichten zwar oft nicht ganz das Wohlstandsniveau der Einheimischen. Was aber den relativen Umfang des Aufstiegs betraf, gemessen an dem bei den meisten Vertriebenen sehr viel niedrigeren Ausgangspunkt 1946/47, gab es bei vielen oft sogar ein größeres subjektives Wirtschaftswunder-Empfinden. Das erklärt auch, weshalb der Lastenausgleich trotz begrenzter „Willkommenskultur" in der Aufnahmegesellschaft bis heute vielfach so positiv erinnert, ja in seiner psychologischen Wirkung für die Ankunft der ostdeutschen Vertriebenen in der westdeutschen Demokratie sogar mit dem Marshallplan verglichen wird.

Literatur: Kittel, M.: Stiefkinder des Wirtschaftswunders? Die deutschen Ostvertriebenen und die Politik des Lastenausgleichs (2020); Aubele, K.: Vertriebene Frauen in der Bundesrepublik Deutschland: Engagement in Kirchen, Verbänden und Parteien, 1945 – 1970 (2018).

HDO-Direktor, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, und Prof. Dr. Manfred Kittel bei der Präsentation von Kittels Studie „Stiefkinder des Wirtschaftswunders? Die deutschen Ostvertriebenen und die Politik des Lastenausgleichs (1952 bis 1975)" (2020), Haus des Deutschen Ostens, 7. Juli 2022 / *© Lilia Antipow*

Professor Dr. Manfred Kittel stellte am 7. Juli 2022 seine Studie „Stiefkinder des Wirtschaftswunders? Die deutschen Ostvertriebenen und die Politik des Lastenausgleichs (1952 bis 1975)" (2020) im Haus des Deutschen Ostens vor.

Wolfgang Schwarz / Andreas Otto Weber _ Im Fokus _ Caro Matzko _ Ein Interview

Caro Matzko, /
© Gerald von Foris

„Mein Vater war sein

Caro Matzko ist als Moderatorin aus Radio und Fernsehen bekannt: bei bayern2 in „Eins zu Eins. Der Talk“ oder als Kolumnistin der Glosse „Ende der Welt“, auf dem „Planet Wissen“, als Sidekick in der bekannten Sendung „Ringlstetter“ oder als Podcasterin ihrer eigenen Abendshow.

Matzkos Vater, Jahrgang 1934, stammt aus Osterode[1] in Ostpreußen und musste als Zehnjähriger seine Heimat verlassen. Ein Trauma, das Auswirkungen bis heute und auch auf Caros Leben hat: In ihrem gemeinsam mit Tanja Marfo verfassten Buch „Size egal – Dein Selbstbewusstsein kann nicht groß genug sein“, das sich mit ihrer Magersucht und Essstörungen auseinandersetzt, thematisiert Matzko die Bedeutung ihrer Familiengeschichte für die Krankheit und die Auswirkungen auf die eigene emotionale Stabilität. Auch in den 2023 erschienenen „Lebenslinien“ mit dem Titel „Caro Matzko – Trauriges Mädchen, witzige Frau“ wurde dies thematisiert.

Am 1. Februar 2024 sprach sie mit HDO-Direktor, Professor Dr. Andreas Otto Weber, und dem Kulturreferenten für die böhmischen Länder, Dr. Wolfgang Schwarz, ebenfalls über die Geschichte ihres Vaters und deren Auswirkung auf ihr Leben. Die Veranstaltung „Im Fokus: Caro Matzko“ war eine gemeinsame Veranstaltung des Kulturreferenten für die böhmischen Länder beim Adalbert-Stifter-Verein und des HDO.

Wolfgang Schwarz: Als diese Anfrage aus dem Bereich der Heimatvertriebenen kam, was war Ihre erste Assoziation?

Caro Matzko: Gemischte Gefühle. Ich bin ja gnadenlos ehrlich und das hat folgenden Hintergrund: Mein Vater ist ja zum einen nicht nur Heimatvertriebener und definiert sich irrsinnig darüber. Ich kann das auch absolut verstehen, wie das passiert und wie so etwas zustande kommt, mit dem was er erlitten hat, und was man dieser Kinderseele angetan hat. Das kommt in den „Lebenslinien“ vom Bayerischen Rundfunk nicht vor, weil ich auch nicht wollte, dass das Thema ist. Aber hier ist es Thema und es steht wie ein Elefant im Raum. Es ist so, dass mein Vater über dieses Vertrieben-Sein ein wahnsinniges Stigma erlitten hat und politisch in die sehr rechte Richtung gewandert ist. Und das war für mich immer nicht einfach. Er hatte auch diese Zeitung abonniert, die früher „Ostpreußenblatt“ hieß und jetzt, glaube ich, „Preußische Allgemeine Zeitung“ und die ich, wenn ich jetzt als Journalistin reinschaue, doch sehr – um es jetzt mal neutral zu formulieren – tendenziös finde. Und er ist auch begeistertes AfD-Mitglied und davor war er in anderen Parteien, die in diese Richtung, ich sage bewusst, „marschiert“ sind, und das ist einer der allergrößten Konfliktpunkte zwischen uns. Man könnte mich jetzt – wenn man es so sagen will – als „linksversifft“ bezeichnen. Ich glaube, er muss dann irgendwie verstehen, dass ich nicht „versifft“ bin und auch nichts mit der Linken zu tun habe. Ich bin bewusst in keiner Partei, aber ich bin im besten Sinne irgendwie in der Mitte, und das war immer einer der größten Konfliktpunkte.

Hatten Sie eine gewisse Berührungsangst oder waren Sie ganz neutral?

1 poln. Ostróda (heute Polen).

Caro Matzko, Professor Dr. Andreas Otto Weber und Dr. Wolfgang Schwarz, Kulturreferent für die böhmischen Länder, beim Podiumsgespräch im Sudetendeutschen Haus, 1. Februar 2024 / *© Lilia Antipow*

ganzes Leben lang Flüchtling

To cut a long story short: Deswegen hatte ich so gewisse Berührungsängste, weil ich dann natürlich sofort auch so einen Schnappreflex hatte. Aber ich habe dann auch gesehen, dass ich irgendwie trennen muss zwischen meinem Vater als meinem Vater mit seiner Geschichte und seinen Verletzungen und meinem Vater als politischen Menschen. Und das trenne ich jetzt hier ganz klar. Mein Vater ist einfach zu alt und kränklich, um hier zu sein, aber ich weiß, dass es ihm unfassbar viel bedeutet, dass Sie mich hierher eingeladen haben. Insofern mache ich das als Tochter und freue mich, aber meine Berührungsängste sind eigentlich tatsächlich politischer Natur.

Andreas Otto Weber: Sie beschäftigen sich ja auch sehr stark mit Ihrer eigenen Vergangenheit und der Vergangenheit Ihrer Familie. Ihr Vater stammt aus Ostpreußen und ich würde gerne wissen, ob das eine Landschaft ist, die Sie auch interessiert, weil Sie die eigenen Wurzeln entdecken, das eigene Ich erkennen möchten?

Caro Matzko: Mit meinem Mann, mit dem ich jetzt seit elf Jahren verheiratet bin, rede ich immer wieder darüber, dass wir da mal zusammen hinfahren wollen. Wir hatten das auch schon des Öfteren geplant, und dann habe ich im letzten Moment irgendwie immer zurückgezuckt, weil da irgendwas drinsteckt, was mir eine Höllenangst macht. Ich kann die Angst gar nicht erklären, aber ich weiß, dass es für mich wichtig ist, mich damit zu konfrontieren.

Mein Vater war, ich glaube in den 80er Jahren einmal in der alten Heimat, in Osterode, und hat auch zum Haus „Tannen“, also dem deutschen Freundeskreis vor Ort, ab und an Kontakt. Es hat ihn wahnsinnig geschmerzt, diese Ruinen- und Restbestände seiner Kindheit zu sehen. Ich glaube, diese Vertrautheit, die alten Bilder, die er gesucht hat, das musste eine Enttäuschung werden, weil das, was er sucht, nicht mehr da ist. Es ist eine Idee geworden. Das ist eine Riesenprojektionsfläche für ihn und ein Phantom. Es ist wie ein riesiges schwarzes Loch.

Ich bin aus Versehen in Ulm geboren, was für mich, sorry, keinerlei Bedeutung hat. Es hätte auch irgendwo anders auf der Welt sein können. Ich habe damit nichts zu tun. Ich bin auch keine Schwäbin, auch weil ich eben diesen Vater habe, der immer tagtäglich von Ostpreußen gesprochen hat. Es gibt ja bei traumatisierten Menschen zwei Sorten: Die einen sprechen nicht darüber und die anderen reden dauernd darüber. Und damit bin ich groß geworden. Es verging kein Tag, ohne dass ich die gesamte Geschichte erzählt bekommen habe. Das war, wie wenn du bei einer Kassette auf Play drückst. Und dann kam das immer wieder. Er war gefangen. Mit zehn Jahren ist er geflohen und die letzten achtzig Jahre war er in diesem Loop gefangen.

Weber: Was hat er denn erzählt?

Caro Matzko: Es beginnt oft mit der Schönheit der Landschaft, mit den Wäldern und mit den Seen und mit diesem Kleinod, mit diesen paar Jahren, die er als glückliches Kind hatte. Die müssen einerseits paradiesisch gewesen sein, auf der anderen Seite war er auch wahnsinnig allein. Er hatte einen deut-

schen Schäferhund, so einen mit zwei Riesenohren, und mein Vater hatte auch so Riesenohren. Die waren wie Pat und Patachon, die zwei. Neulich hat er sich zum ersten Mal ganz vorsichtig meinem Hund genähert, als ob er Berührungsangst hat, weil es irgendwas in ihm auslöst, eine Erinnerung. Und dann hat er mich – und ich habe den Hund jetzt auch schon seit drei Jahren – gefragt, ob er ihn streicheln darf. Dann hat er so ganz vorsichtig mit seiner alten, zittrigen Hand diesen Hund gestreichelt. Ich muss fast sofort weinen, weil ich gemerkt habe, was das in ihm ausgelöst hat. Er begann dann von seinem Hund zu erzählen: dass der Hund mit ihm Schwimmunterricht hatte, dass der Hund und er immer im Drewenzsee[2] baden waren, dass der Hund ihn immer gezogen hat mit dem Schlitten, weil er recht allein war.

Er hatte wohl nicht so viele Freunde und die Kinder waren wohl spärlich gesät. Mein Vater war eigentlich ab Minute Eins ein „Lonesome Wolf“, wenn wir bei diesem Vierbeiner-Vergleich bleiben wollen. Der Harras und er. Nach häufigem Nachfragen, was aus dem Harras geworden ist, hat er mir erzählt, dass er an irgendeinem Ohrenleiden gestorben ist. Seine große Schwester hat ihm dafür die Schuld gegeben, weil

Caro Matzko: Ja! Schmandkartoffeln, Königsberger Klopse und Schellfisch mit Dillsoße sind die drei ganz wichtigen Gerichte. Meine Oma – die Martha, die ich nie kennenlernen durfte –, war ein paar Mal da und hat meiner Mutter versucht, diese Klopse beizubringen. Meine Mutter macht das echt sehr gut, finde ich, deswegen weiß ich, die sind wohl annähernd so. Aber wenn ich irgendwo anders Königsberger Klopse esse, dann weiß ich, dass die falsch sind. Ich habe es auch mal selber versucht, ich habe das Rezept bekommen, aber ich krieg es nicht hin! Die sind so fluffig! Mein Vater ist mit allem so ein extremer Mensch und für ihn müssen die pfeffriger sein. Er haut sich da den Pfeffer rein und die Kapern… Wenn er irgendwo liest, dass die mit Reis serviert werden, geht er die Wände hoch. Nein, es muss mit Kartoffeln sein und das muss genau so sein! Das ist für ihn so wichtig, das ist der Rettungsring aus Hack.

Schwarz: Kommen wir von Ostpreußen nach Ulm. Sie sagten bereits, dass Sie selbst mit der Stadt nicht warm geworden sind und auch Ihre Eltern nicht wirklich dazugehören wollten. Sehen Sie da einen Zusammenhang?

Caro Matzko: Ja, natürlich. Als Kind hinterfragt man nicht, sondern das ist so. Ich habe das aber schon gesehen, dass

und ich bin mein ganzes Leben

er ihn so oft vom Steg ins Wasser geschmissen hat. Der Hund war sein Buddy, weil seine große Schwester und er sich überhaupt nicht leiden konnten. Daran hat auch die Flucht nichts geändert und später änderte sich auch nichts. Die beiden waren einfach wie Feuer und Wasser.

Und so beginnt es oft, dass er von diesem Kinderparadies erzählt. Dann erzählt er, wie er in der Speisekammer vom Hotel, das seine Eltern hatten, immer heimlich Eis geklaut hat. Im Hotel Bismarckturm – neben dem Bismarckturm, wo er auch Eintrittskarten verkauft hat, um sein Taschengeld aufzubessern. Dann erzählt er viel vom Geruch des Essens. Essen ist ein Riesenthema: die gute Küche im Hotel. Und dann geht es oft auch schon recht zügig und er fängt an, von der Flucht zu erzählen. Das gipfelt dann im Geräusch, das die Maschinengewehre gemacht haben.

Weber: Das heißt, im Endeffekt sitzt der Krieg immer mit am Tisch?

Caro Matzko: Immer!

Weber: Sie sprachen eben auch von den Erinnerungen an das Essen. In Ihrem Buch „Size egal“ habe ich dazu einen Satz gefunden: „Die besten Klopse der Welt können nicht den Hunger nach dem verlorenen Zuhause stillen, und meine Mutter war zum Scheitern verurteilt.“ Gab es die Königsberger Klopse denn bei Ihnen zu Hause?

meine Mutter sich gern mehr eingebunden gefühlt hätte. Aber mein Vater ist eben wahnsinnig dominant. Man wusste halt immer nicht so richtig, wie er jetzt drauf ist. Für mich war es normal, dass mein Vater beim Abendessen Kalaschnikow-Geräusche imitiert, das gehörte einfach dazu. Nach zwei Bier hat er dann auch von den Vergewaltigungen durch Rotarmisten erzählt, die er als Kind mit ansehen musste. Da kommen die Flashes der Erinnerung dann noch mal anders gewaltig daher. Aber es ist jetzt nichts, womit man sich unbedingt im Dorf bei den ganzen nicht traumatisierten schwäbischen Bauern beliebt macht. Das meine ich überhaupt nicht despektierlich. Mein Vater hat eine innere Gebrochenheit mitgebracht, und die hat sich natürlich übertragen.

Ich hatte auch Schiss, mal jemanden mitzunehmen nach Hause, weil ich einfach auch Angst hatte – gerade in der Pubertät –, dass er jetzt wieder um die Ecke kommt und von Bluträndern am Stiefel oder von abgeschnittenen Brüsten erzählt. Das ist nichts, was einen guten Abend ausmacht. Ich habe erst irgendwann wirklich verstanden, dass mein Vater schwerst traumatisiert ist, schwerst krank ist eigentlich.

Schwarz: In den „Lebenslinien“ erzählen Sie auch von dem Leistungsdruck, den Sie zu Hause erfahren haben. Wie muss man sich diese Atmosphäre vorstellen?

Caro Matzko: Sie müssen sich das eigentlich so vorstellen, als wenn Sie in der Wohnung überall Tretminen hätten. Noch mal: Ich verstehe es sehr gut und mir ist wichtig, dass ich keine Abrechnung mit meinem Vater habe und ihm keine Schuld

2 poln. Jezioro Drwęckie. Ein See in der Nähe von Osterode.

gebe. Er war ein Kind, das durch die Hölle gehen musste, und es tut mir für ihn irrsinnig leid, was er erlitten hat, deswegen will ich auch überhaupt nicht jammern, dass ich eine schlechte Kindheit hatte, oder mit dem Finger darauf zeigen. Mir hat ein Zuschauer geschrieben, dass es ja peinlich sei, wie ich meinen Vater mit meinem pubertären Gejammer belange. Aber ich brauchte das auch für mich. Ich musste verstehen, dass es Auswirkungen auf mein Leben gehabt hat. Diese hat es bis heute und es geht in der nächsten Generation weiter.

Aber um ihn zu verstehen: Es geht ums blanke Überleben. Dir wird alles weggenommen, was dir lieb und teuer ist. Du hast keine Heimat mehr. Du hast keine Freunde. Du bist eine Zeit lang obdachlos und schläfst auf der Parkbank. Du wirst, weil du Geflüchteter – innerdeutscher Flüchtling – bist, von den anderen verlacht und beschimpft. Du kriegst das Gefühl, du bist, egal wo du bist, nicht erwünscht, zu viel, falsch, nicht gewollt. Was macht man? Entweder stürzt du dich von der nächsten Brücke oder du entwickelst ein schweres Alkoholproblem oder du betäubst dich im Rahmen des noch zivilen Zugelassenen und baust dir deine eigene Identität auf mit narzisstischen Tendenzen. Dazu gehört bei ihm eine Überhöhung dieses Preußentums. Eine ganz massive, völlige Überhöhung der sogenannten preußischen Tugenden und eine Glorifizierung von preußischem Militär. Natürlich war mein Bruder deswegen auch bei der Bundeswehr. Einerseits. Andererseits aber auch eine Überhöhung seiner Kinder. Also von mir und meinem Bruder, welche Leistungen wir abzuliefern haben, um der Dachmarke „Matzko“ zur Zierde zu gereichen. Diese Gemengelage hat mich in die geschlossene Psychiatrie gebracht. Insofern war es kein so ganz gesundes Mittelmaß, kann man sagen.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Tugenden wie Leistung, Pünktlichkeit, Sauberkeit, da stehe ich absolut dahinter, das ist in einem gesunden Rahmen ja gar nicht schlecht. Ich unterschreibe das als Wertekatalog. Mir ist so etwas auch wichtig und es hat mich ja auch zu etwas gebracht. Aber dieses narzisstische Element: Du musst die Beste von allen sein und es reicht nicht, wenn du gut bist. Du musst immer besser als alle sein, weil du eine Matzko bist. Du hast ostpreußisches Blut. Damit konnte ich nicht viel anfangen. Aber es war einfach ganz klar, dass ich auch dazu da bin, damit er stolz sein kann, um dieses innere Empfinden von Mittelmäßigkeit oder von Nichts-Sein irgendwie zu füllen.

die Tochter von ihm.“

Caro Matzko beim Podiumsgespräch im Sudetendeutschen Haus, 1. Februar 2024 / *© Lilia Antipow*

Schwarz: Es ist wirklich bewundernswert, wie offen Sie mit dieser Phase Ihres Lebens umgehen. Wie kam es dazu?

Caro Matzko: Ja, ich wollte damit eigentlich ehrlich gesagt überhaupt nichts zu tun haben. Ich hatte zum einen den Vater, der Wahlkampf für rechtsextreme Splitterparteien auf dem Marktplatz gemacht hat, und ich hatte zum anderen das Stigma, dass ich die war, die aus der Klapse kam. Und ich war einfach echt wahnsinnig froh, dann nach München zu ziehen und noch mal über Los zu gehen, 200 Dollar einzuziehen und von vorne anzufangen. Deswegen habe ich hier angefangen, mich neu zu entdecken und zu entwickeln, zu konstruieren, wer ich sein möchte. Unabhängig von dieser ganzen Vergangenheit. Das wusste auch niemand und ich habe das eigentlich auch nicht groß erzählt. Ich habe schon mal gesagt, ja, ich war als Teenie mal magersüchtig, aber die Details habe ich ausgespart.

Und dann kam es über diese Radiosendung, die ich über meine Freundin Tanja gemacht habe, dazu, dass meine Redakteurin, Katja Huber, gemeint hat: „Du bist doch die schillernde Barfrau in dieser Late Night Show und das nimmt dir ja keiner ab! Das kommt fast ein bisschen herablassend rüber, wenn du jetzt etwas erzählst über dieses dicke Mädchen aus Hamburg. Du musst irgendwie erzählen, warum das Thema für dich wichtig ist.“ Dieser Abend heute heißt ja „Im Fokus,“ aber ich bin eigentlich gar nicht so gerne im Fokus und schon gar nicht wollte ich diese Geschichte im Fokus haben. Ich habe dann aber gemerkt, zum einen durch die Radiosendung, dass es die Leute mehr erreicht, wenn ich erzähle, warum das ein Thema für mich ist und dass es sehr, sehr viele Menschen gibt, die auch so eine ähnliche Geschichte haben wie ich. Nach den „Lebenslinien“ habe ich gemerkt, dass so viele andocken können an diesen Film und genau eben auch an diese Trauma-Geschichte. Ich habe wirklich so unglaublich rührende Briefe bekommen, auch von älteren Menschen, von älteren Frauen, die sich ihr Leben lang nicht eingestehen wollten, dass sie mit einer Essstörung zu tun haben. Die versucht haben, da selber rauszukommen, oder die sich mit der Essstörung viel mehr eingelebt haben. Die anhand des Films zum ersten Mal mit ihrem Partner darüber gesprochen haben, dass sie eine versteckte Essstörung haben. Die, indem ich das so erzählt habe und meine Blessuren offengelegt habe, andocken und Worte finden konnten.

Schwarz: Sie haben sich auch entschlossen, eine Traumatherapie zu machen. Hat diese Ihre Erwartungen erfüllt?

Caro Matzko: Ja, es hat mir eigentlich die Augen geöffnet. Damit habe ich ehrlich gesagt nicht so richtig gerechnet. Ich habe die Traumatherapie gemacht, weil ich gemerkt habe, nach all diesen verhaltenstherapeutischen Maßnahmen, die mir das Leben gerettet haben, dass ich aber an so ein paar Sachen nicht vorbeikomme, und die haben eben auch mit Gewalterfahrung in der Familie zu tun. Ich habe gemerkt, das hängt mir wie ein Klotz am Bein, ich komme nicht weiter. Ich kann jetzt noch so viel über irgendwas reden, ich komme keinen Meter weiter. Das hält mich zurück.

Es gibt diese EMDR-Methode, mit der auch traumatisierte Veteranen kuriert werden. Und es hat mich total befreit und ich bin da an Bilder gekommen... Du bist dann in so einem komischen luziden Zustand, so ein bisschen wie ein Hypnosezustand. Du gehst in dir selber spazieren. Du gehst nach innen, eine Treppe runter oder eine Treppe rauf. So habe ich es empfunden. Und ich habe meinen Vater getroffen die ganze Zeit! Der war dauernd da! Dann habe ich gedacht: „Okay, du hier? Das scheint mir schon irgendwas zu erzählen.“ Ich habe das dringende Bedürfnis gehabt, diese Sitzungen noch weiterzumachen, um dieses Trauma irgendwie aus mir rauszukriegen. Vermutlich hätte ich es machen sollen, bevor ich schwanger wurde, weil ich an meiner Tochter definitiv merke, dass sie auch ihren Löffel Königsberger Klopse mit Dessert mitbekommen hat.

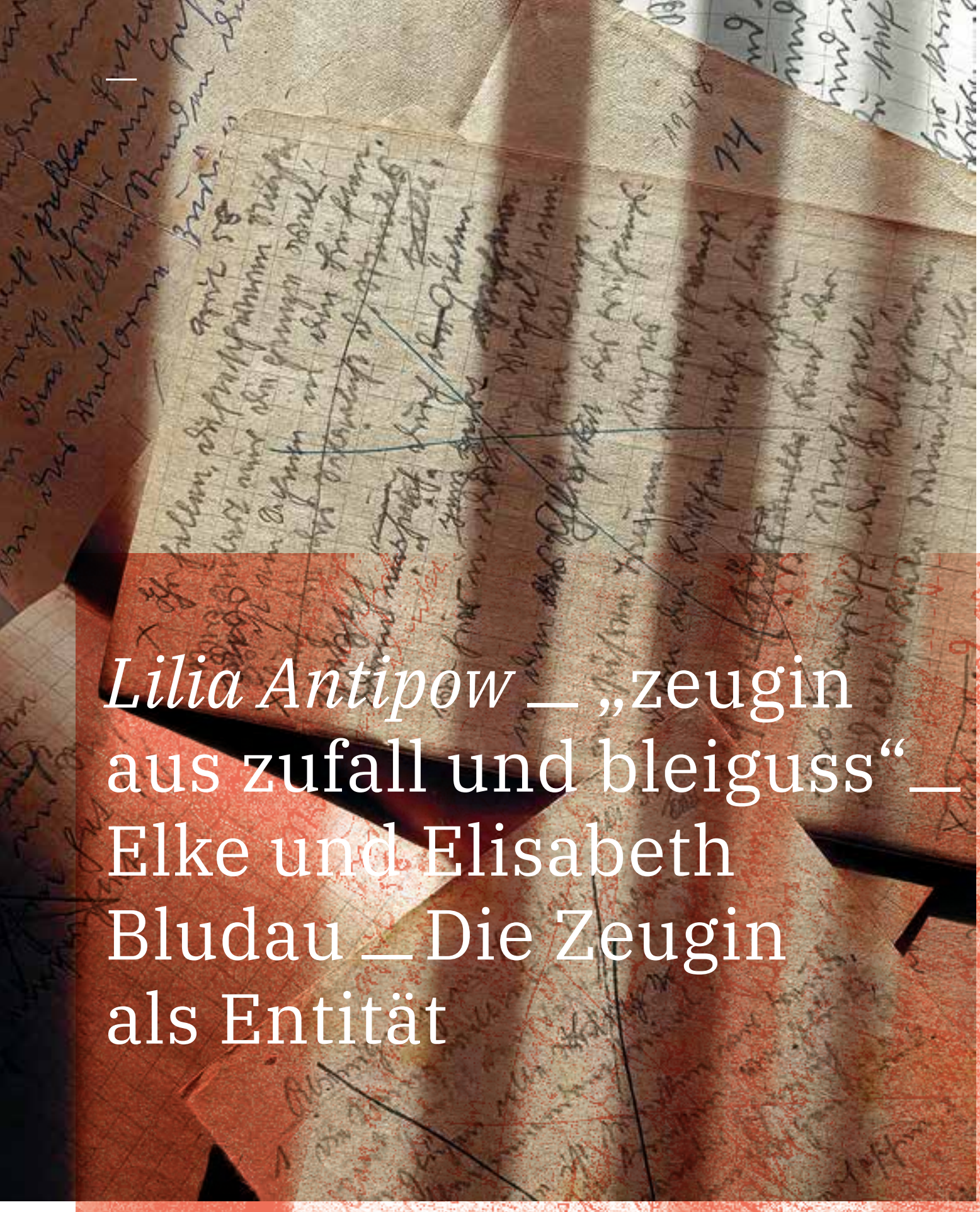
Schwarz: Haben Sie sich in Ihrer Medienkarriere jemals mit dem Thema „Flucht und Vertreibung“ oder Ostpreußen auseinandergesetzt? Kam das vorher jemals auf?

Caro Matzko: Ich wollte damit überhaupt nichts mehr zu tun haben. Ich wollte auch mit Ostpreußen nichts zu tun haben. Ich habe das abgelehnt, weil ich damit tagtäglich konfrontiert worden bin. Jetzt ist es so, dass ich einen Frieden damit gefunden habe. Dass ich das Gefühl habe, jetzt wäre es mal an der Zeit, dass ich mir vorstellen kann, da auch mal selber hinzufahren. Ohne dabei ein komisches Gefühl, sondern ein warmes Gefühl zu haben. Ohne Wut. Die Wut ist wirklich durch diese Traumatherapie verraucht. Ich habe einfach gemerkt, dass ganz viel von meinem Zorn und von der Traurigkeit, die ich mit mir rumgeschleppt habe, verraucht ist. Ich kann das nur jedem empfehlen. Es ist nie zu spät, sich damit zu beschäftigen und sich die Chance zu geben, auch damit aufzuräumen.

Kurzfassung des Interviews im Rahmen des Begleitprogramms der Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ im HDO, am 1. Februar 2024

Die komplette Version des Interviews finden Sie hier:

Buchcover /
© Lübbe Life



Lilia Antipow _ „zeugin aus zufall und bleiguss“ _ Elke und Elisabeth Bludau _ Die Zeugin als Entität

Abb. 1: Seiten aus dem Lyrikheft von Elisabeth Bludau / *© Elke Bludau*

„sprache musste erst gebildet werden für seelenlagen, damit wurden emotionen quasi erst existent und diskurstauglich.“

Elke Bludau

Beim Auflösen ihres Familiennachlasses im Jahr 2019 entdeckte Elke Bludau Gedichte ihrer Großmutter Elisabeth. In zwei handgeschriebenen Bänden (Abb. 1) festgehalten, machten sie es Elke möglich, sich in die Person und die Zeit ihrer Großmutter zurückzuversetzen. Sie nahm einen Dialog mit Elisabeth auf, die sie persönlich kaum kannte. So entstand 2021 ihr Lyrikband *„zettel/heimat“*.

Elisabeth Bludau, geboren 1892 in Oppeln[1], musste, wie die gesamte deutsche Bevölkerung, 1945 aus Breslau[2] fliehen; sie landete in Niedersachsen. Was sie auf dem Weg dorthin erlebt hatte, behielt sie für sich. Ein „schrecken ohne abschied“ (*zeit*) – so beschreibt Elke den Zustand ihrer Großmutter. Deshalb habe in ihrer Familie das Gefühl einer emotionalen „Leere“ vorgeherrscht, die in ihrer Kindheit „diffuse, fast pathologische Todes- und Verlustängste zur Folge“ hatte.

Die Entdeckung von Elisabeths Gedichten offenbarte, dass das Schreiben für sie eine Form der Bewältigung war. Während sie gegenüber ihrer Familie verstummte, fand sie Trost und Halt im Verfassen von Lyrik – „für die Schublade“. Elke erkannte eine Verbindung zwischen ihrem eigenen kreativen Ausdruck und dem ihrer Großmutter, was ihr half, die „Leere“ zu füllen, die durch das unausgesprochene Trauma entstanden war.

In ihrem lyrischen Werk führt Elke einen „transgenerativen Dialog“ mit Elisabeth, der zeitliche Grenzen überschreitet. Während Elisabeths Gedichte datiert sind, sind Elkes Texte „zeitlos“ und reflektieren ihre fortwährende poetische Auseinandersetzung mit Vergangenheit, Identität und Geschichte, die ästhetische, biografische und therapeutische Dimensionen umfasst. Das Schreiben wird für Elke zu einem Weg, ihre innere Zerrissenheit zu überwinden und „Heilung“ zu finden, während es gleichzeitig persönliche Erfahrungen repräsentiert.

Naturlyrik als Bewältigungsstrategie

In Elisabeth Bludaus Lyrik wird das lyrische Ich zur „Singende[n]“, die trotz ihrer traumatischen Erfahrungen nicht als „Schweigende“ oder „Stumme“ wahrgenommen werden will. „sie zeigt sich nicht primär als Opfer, sie entscheidet sich zu ‚singen‘“, kommentiert Elke. Elisabeths Gedichte reflektieren eine positive Grundhaltung, in der sie dazu aufruft, das Leben mit „stolzem Mut“ zu meistern (*Leben*).

Statt über die Schrecken der Flucht und Vertreibung konkret zu sprechen, verwendet sie allgemeine, emotional aufgeladene Begriffe wie „Sorgen“, „Tränen“ und „Verlust“ (*Heimat*). Worte wie „Katastrophe“ oder „Tod“ fehlen in ihrem poetischen Vokabular. Immer wieder wandte sich Elisabeth in ihrer emotionalen Ausnahmesituation der Naturlyrik zu, die ihr half, das unermessliche Leid ihrer Flucht und Vertreibung in Worte zu fassen und zu verarbeiten. Die Natur bot ihr Trost und einen poetischen Raum, um ihre Gefühle zu artikulieren. Waren Naturgedichte für Frauen ihrer Zeit eine akzeptierte Ausdrucksform gewesen, wie Elke anmerkt, so wurde die Naturlyrik für Elisabeth zur einzigen Sprache, um ihre Verzweiflung ob des Verlusts ihrer Heimat zu vermitteln. Bilder wie „Wiese“, „Tal“ und „Wald“ symbolisieren, was sie verloren hatte, und drückten ihre Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgenheit aus. Das „Singen“ über die Natur wurde zu einem Akt der emotionalen Befreiung, der es ihr ermöglichte, Trauer in etwas Schönes zu verwandeln.

Deutet diese Abstraktion darauf hin, dass Elisabeths Erfahrungen so überwältigend waren, dass sie keine passenden Worte fand, ihre Traumata auszudrücken? Oder förderte ihre Religiosität eine zurückhaltende Darstellung ihrer Gefühle? In ihrer Lyrik spielt Demut tatsächlich eine Rolle, was ihre komplexe Beziehung zu ihren Erlebnissen verdeutlicht (*Ihr hellen düfteschweren Nächte).*

1 poln. Opole (heute Polen).
2 poln. Wrocław (heute Polen).

Abb. 2: Unbenannt / *© Elke Bludau*

„denke bilder / die lücken zu füllen“

Im Gegensatz zu ihrer Großmutter Elisabeth ist Elke eine „Achtsame“: Sie versucht, im Hier und Jetzt zu leben, keine emotionalen Teile von sich abzuspalten und alle Gefühle, einschließlich Wut und Hass, wertzuschätzen. Sie stellt Fragen zu Schicksal, Zufall und zur Bewältigung von Traumata und plädiert für eine „Rückkehr zur Trauerkultur“ – um „alte Wunden zu würdigen“. Durch ihre Lyrik überschreitet sie die Grenzen des Schweigens ihrer Großmutter und der Generation, zu der Elisabeth gehörte: „denke bilder / die lücken zu füllen“ (*salzmond*).

Die „Elisabeth-Elke-Entität“ entsteht, eine sprachlich manifestierte Einheit, die die Erfahrungen und Perspektiven beider Frauen verbindet und eine neue Identität schafft. Während das Buch mit Fotos von Elisabeth beginnt, endet es mit einem „Doppel-Portrait“ (Abb. 2) von beiden, was die Mehrdeutigkeit der Identität der Enkelgeneration visualisiert und zeigt: In jedem Menschen steckt ein Anderer, der zur eigenen Identität gehört. Elke „übernimmt“ die Rolle der Zeitzeugin: „auf brüchigem / papier aller botschaft / und nachweise bleibe / ich zeugin aus zufall / und bleiguss“ (*nachkrieg*). Sie reflektiert über Elisabeths Gedichte und fragt sich, welche Seite ihrer Großmutter sie zeigen und ob deren verbitterte Gefühle woanders Raum fanden. Dabei überlagern sich das Selbstzeugnis von Elisabeth und das Fremdzeugnis von Elke.

Elke möchte Raum für die „mutmaßlichen Gefühle und Nöte“ geben, die in der Vergangenheit „keiner zu sagen wusste oder die keiner hören wollte“. Sie empfindet es als Ehre, für

das zu „zeugen“, was verschwiegen wurde. Wie ihre Großmutter lässt sie in ihren Texten das Historisch-Konkrete aus und konzentriert sich auf Elisabeths subjektive, emotionale Reaktionen auf die erlebten Ereignisse. Es geht ihr um die psychischen Folgen und die Verbalisierung von Elisabeths Erfahrungen, stets aus Elkes eigener Perspektive.

„naht / schulter / stoff all die / eingenähten“

Elke spürt das Verdrängen ihrer Großmutter Elisabeth und thematisiert dies in ihrem Gedicht *„schwernaht“*: „naht / schulter / stoff all die / eingenähten“ (Abb. 3). Sie betrachtet die „Naht“ als Symbol für die komplexe Beziehung zwischen Erfahrungen und Erinnerungen. Während Elisabeths Gedichte Optimismus und Demut vermitteln, blickt Elke hinter diese Fassade und erkennt die „eingenähten Bilder“ ihrer Großmutter, die oft verblasst und unzugänglich sind. Elke beschreibt ihre eigenen Schwierigkeiten, zum „Zugenähten“ vorzudringen, und thematisiert das Gefühl der Blindheit, des Abgrunds, des Abyss, der zwischen ihr und den Erfahrungen ihrer Großmutter besteht: „das / leer / zwischen / meinen schultern bleibt / ein bildloser / abyss / ich weiß gar nichts / nur / wie schwer mir gewesen / wäre und immer ist / im mantel die zugenähten taschen / wie weißes rauschen / aus dem all / dazwischen bleibt alles un /überhörbar fern.“ (*schwernaht*).

Die „Naht“ symbolisiert sowohl das Festhalten an Elisabeths prägenden Ereignissen als auch die verborgenen Aspekte ihrer Vergangenheit. Elke erkennt, dass diese Unzugänglichkeit von Elisabeth es anderen erschwert, die Tiefe ihrer Gefühle zu verstehen. Indem sie die „Naht“ als Verbindung und Grenze betrachtet, respektiert sie die Geheimnisse, die in den Erinnerungen verborgen sind, und findet einen Weg, die Geschichten ihrer Großmutter zu ehren und gleichzeitig ihre eigene Achtsamkeit zu stärken.

Immer wieder stellen die Texte von Elke Bludau die Adäquatheit der Erkenntnisse, die den historischen Ereignissen zeitlich nachgeordnet sind, in Frage, zeigen die Grenzen der Zeugenschaft auf. Die Komplexität der Kommunikation zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist das Thema in *„ungesagt“*. Die „lade des ungesagten“ symbolisiert die Weitergabe der verdrängten Traumata von Elisabeth zu Elke, die versucht, sich der Vergangenheit zu nähern. Ein „blatt papier“ mit der Aufschrift „AUSFAHRT“ markiert eine Grenzerfahrung: die Wende von Unwissenheit zur Fremd-/Selbstentdeckung. Gefühle und Gedanken bleiben jedoch durch sprachliche „Dunkelheit“ verborgen, und das lyrische Ich gesteht, „mehrmals“ und „silbenlos“ zu rufen, was diese Unfähigkeit zur Versprachlichung verdeutlicht. Die Metapher – „trinkt den spiegel aus dem teich“ – ist eine Umschreibung für die visuelle Flucht in ein Natur-Traumgebilde, die das lyrische Ich in Anbetracht der Unklarheit und Unsicherheit der Erkenntnis ergreift.

In „*kirschkern*“ evozieren die Verse „nichts im hell / von dir von mir“ die Abwesenheit von Klarheit in der Beziehung zwischen dem lyrischen Ich und dem Anderen. Die Verbindung zwischen ihnen entsteht ausschließlich im Poetischen: „wir dichten / uns zu auf papier / brücken in leicht / gewicht / unsere luft / verbundenheit“, was die Unsichtbarkeit und das Immaterielle der Kommunikation thematisiert.

Abb. 3: Unbenannt / *© Elke Bludau*

„in untiefe werfe einen stein“

Springt das lyrische Ich der „zeugin aus zufall und bleiguss“ über ihren Schatten, so werden in den Texten teils widersprüchliche Bilder der conditio humana von Elisabeth entworfen. In *„untiefen“* wird ein Diskurs etabliert, der auf christliche Ethik und Teleologie verweist. Es beschreibt die Komplexität und Vielschichtigkeit der Existenz und fordert zu Demut und Mut auf: „in untiefe werfe einen stein / entscheide / nicht zu sinken. halte fest am warten / halte dich an luft“ (*untiefen*). Die Semantik des Wortes „Untiefen“ trägt einen Gegensatz in sich: Es bezeichnet „Tiefe“ wie „Untiefe“ (Abb. 4). „Einen Stein werfen“ heißt, im christlichen Diskurs kontextualisiert, „Entgegentreten“, sich auf die „Begegnung vorbereiten“, auf die „Gefahr gerüstet“, „wachsam zu sein“. Der Gedichtschluss stellt eine Beziehung zwischen dem lyrischen Ich und der christlichen Erwartung des Wiederkommens Christi her. Die transzendenten Bilder, die Elke verwendet, verweisen auf spirituelle Praktiken wie das Würfel-Orakel aus der Esoterik – „werfe einen wunsch. / zähle kreise die weitesten. wachse“, biblische Texte wie das Buch Daniel (6,11) und Schriften der Heiligen wie Hildegard von Bingen. Sie fassen das Thema von Leid und Heil in einer semantisch vielschichtigen Metapher zusammen: „alles wird schrift sein / offene fenster und himmel / umarmung in licht.“ (*untiefen*).

In Abgrenzung von diesem Teleologismus wird im Text „*rudel*“, dessen Bezugspunkt Elisabeths Nachkriegsleben ist, ein historischer Diskurs konstruiert, der der Macht des Zufalls in der Geschichte Priorität einräumt. Damit assoziieren sich Chaos, Willkür und Unsicherheit des humanen Seins. Verlust und Unbehagen, die als dessen Ursache ein psychisches Trauma voraussetzen, werden als existenzielle Zustandsbeschreibungen von Elisabeth verabsolutiert und sind omnipräsent. Ihre individuelle Sinnsuche, die am Anfang im Raum steht, löst sie sich am Schluss im *„Dornschlaf“* als Erfahrungsform auf, in der sich ihre Entfremdung gegenüber der Realität manifestiert: „doch / nichts als dorn / schlaf.“

„alles schaffen wir im wort“

Die komplexe Beziehung zur Heimat, die durch Krieg, Verlust und die Suche nach Identität geprägt ist, die innere Zerrissenheit und die Herausforderungen des Ichs, die mit der Definition von Heimat und Zugehörigkeit verbunden sind, reflektieren lyrische Texte wie *„neuherbst“, „sechsundvierzig“, „breslau“, „luftbaum“ und „wie weit“*.

So greift *„neuherbst“* wiederholt die Frage nach der „Mitte“ und dem „Rand“ des Seins auf, hinter der sich ein Streben nach einem Ort der Zugehörigkeit verbirgt. Die Begriffe „fremdsein“ und „schicksal“ lassen darauf schließen, dass das lyrische Ich in einem Zustand der Unsicherheit und Suche verharrt. Die Bewältigung dieser Unsicherheit, die Verortung und Beheimatung sind nur durch Sprache und Kommunikation möglich, die sich jenseits der Gesetzmäßigkeiten vollziehen und dem Zufall unterliegen: „alles schaffen wir im wort, / im gold der zufälle“.

Abb. 4: Unbenannt / *© Elke Bludau*

Abb. 5: Unbenannt / *© Elke Bludau*

Dass die Worte „namen. finden“ den Auftakt zu einem weiteren Gedicht, *„sechsundvierzig“,* bilden, lässt auf eine Suche des lyrischen Ichs nach dem eigenen Selbst und seinen Drang nach Selbstverortung schließen, die in einem ständigen Spannungsfeld zwischen individueller Identität und sozialer Einbettung stattfindet. Der zyklische Charakter der Zeit, in der das Individuum gefangen ist, die Permanenz und Unaufhörlichkeit dieses Prozesses, der sowohl Herausforderung als auch Möglichkeit zur Transformation darstellt, wird durch die Verse „sich immerfort / drehend“ unterstrichen. Alte Denkmuster und Erinnerungen liegen dabei wie ein schwerer Schatten über der Gegenwart und verhindern die Beheimatung. Das Bild der „torfbleibe“ wird dabei zur Metapher für das Verharren in der Vergangenheit. Wiederkehrende Begriffe wie „sogkraft des seins“ und „mondstaub“ verdeutlichen letztendlich die Spannungen zwischen dem Streben nach Zugehörigkeit und der Einsamkeit des Individuums.

Als eine assoziative Wort-Collage wird Elisabeths Heimatstadt Breslau im gleichnamigen Gedicht von Elke repräsentiert. Die Wort-Nennung erfolgt staccatoartig und beschränkt sich auf Substantive, die sowohl Idylle als auch Bedrohung verkörpern: „oderfluss / turmfalken / mückentanz / landgewitter / leichte kleider / brombeernacht / die neue stadt / der anderen“. Der Krieg wird durch Begriffe wie „brandblumen“ und „bombenwacht“ markiert, die zugleich die Zerrissenheit der Bilder der Heimat verdeutlichen. Sie können keinen Halt bieten, da die Heimatlose in der Realität, zu der sie Beziehung herstellen, zwischen Schönheit und Trauma gefangen bleibt.

Im Gedicht *„luftbaum“* werden die Isolation in der Fremde und ihre emotionale Kälte in Farbmetaphern verdeutlicht: „bin oft vor schwarz erfroren“ (Abb. 5). Diese Zurückweisung des lyrischen Ichs wird im „Luft“-Raum als Ersatz-Heimat und stabilisierenden Raum der Träume und Sehnsüchte überwunden. Das fragile Bild des „luftbaums“ – „mit himmel an den blättern / in wolken meine stirn“ – bringt jedoch symbolisch zum Ausdruck, dass die Wurzellosigkeit und Haltlosigkeit des Ichs fortbestehen.

Eine radikale Interpretation des Begriffes „Heimat“ bietet schließlich das Gedicht *„wie weit“*: Man gewinnt innere Stabilität, wenn man Heimat nicht mehr als einen physischen Ort, sondern als ein symbolisches Ritual der Verortung begreift. So sei Heimat „nur salz in kreisender hand“. Die Metapher verweist auf magische Schutzrituale, durch die eine Abgrenzung gegenüber dem Fremden an jedem Ort vollzogen werden kann. „Ist Heimat also ein Definitionsritual?“, frage ich Elke. Ihre Antwort folgt prompt: „ja, so ist es ganz wunderbar ausgedrückt, das sticke ich auf eins der imaginären sofakissen“.

In Elisabeths wie in Elkes Texten konstruiert der Heimat-Diskurs die räumliche Entgrenzung als conditio humana: Die Erinnerung an Schlesien bei Elisabeth (*Neundorfer Moor*) und die Bewegung des lyrischen Ichs durch geografisch anonyme Räume bei Elke (*neuherbst*) führen zu einer abstrakten Heimatlosigkeit, die das Nirgends-Sein verkörpert.

„sprache gebrochen / wie zersprungenes glas“

Der poetische und fotografische Diskurs von „zettel/heimat“ konstruiert ein Bild des Seins, das von Labilität, Zerrissenheit und Chaos geprägt ist. Er repräsentiert die Suche nach Stabilität in einer fragmentierten Welt und die Dynamik von Erinnerung und Identität.

Elisabeth spricht in vollständigen Sätzen, was auf eine sichere Verankerung in der Realität hinweist. Das lyrische Ich ihrer Texte artikuliert sich beispielsweise in Bildern wie „Erde“ und „gehen“. Dagegen beschrieb sich Elke einmal als „Luftwurzlerin“.

Elke reflektiert die Labilität von Elisabeth und dem eigenen Ich in der surrealen Bildsprache, in brüchigen und grammatikalisch unvollständigen Sätzen – „sprache gebrochen / wie zersprungenes glas“ (*neuherbst*) – und vermittels der Struktur ihrer Verse, die oft kurz, prägnant und fragmentarisch sind. Sinnkonstitutiv für ihre Lyrik sind Metaphern wie der „schwammige Boden“, das „moor“ und das „wasser“: „ein vager halt. ohne / grund und feste form, / dein selbst zwischen tanz und manier“ (*betula pubescens (moorbirken)*). Sie verweisen auf das Fehlen eines festen Halts im Einzelnen und die Unbeständigkeit des Lebens. Metaphern wie „himmel“, „sterne“ und „luft“ stehen für das Flüchtige, für die Unsicherheit und die Fragilität des Lebens. Bilder wie das „Wasser“ und die „Luft“ dominieren auch Elkes Fotografien. Das Licht schafft eine Atmosphäre, in der Objekte zu verschwinden scheinen, was die „fluide Fantasie“ dieser Aufnahmen betont. Die Brüchigkeit der Sprache akzentuiert die Fragmentiertheit des Seins und der Beziehungen, die dieses konstituieren, sowie seiner Wahrnehmung und Erkenntnis: In *„angekommen“* wird Elisabeth vom lyrischen Ich nur als „relief“ wahrgenommen. Die Unvollständigkeit der Sätze zeigt, dass die Aussagefunktion der Sprache hinsichtlich der Erkenntnis und Präsentation der Erfahrungen von Anderen an ihre Grenzen stößt, die Leere niemals gefüllt, das Schweigen niemals beendet werden kann ist (*ungesagt*). Das Erinnern wird somit zu einem Prozess, der keine authentische, getreue Rekonstruktion darstellt, sondern vielmehr eine Annäherung, die lückenhaft und unvollständig ist. Die Zeugenschaft, die Elke von Elisabeth „geerbt“ hat, bleibt bruchstückhaft und fragmentarisch.

Diese Einsicht leitet zur nächsten über: die Erinnerung ist dynamisch, verändert sich im Zeitfluss, wird von Generation zu Generation oft in transformierter oder verzerrter Form weitergegeben. Die gleiche Dynamik zeichnet die Identität aus. Beide – Erinnerung wie Identität – stehen in einem ständigen Aushandlungsprozess. Schweigen und Leere werden in *„zettel/heimat“* nicht als Mangel, sondern als Teil des komplexen Gefüges von Erinnerung und Identität verstanden.

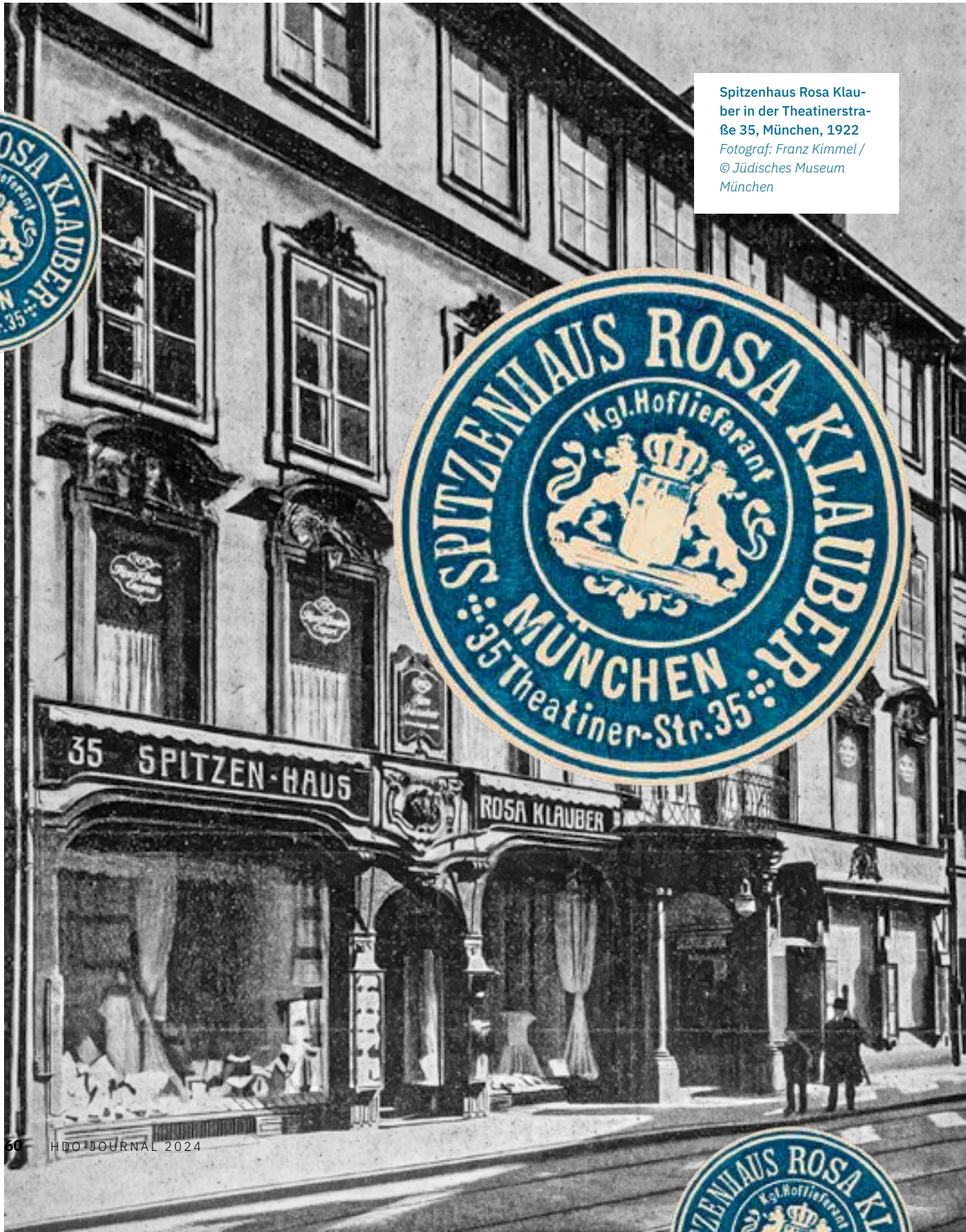
Durch poetische Verschriftlichung wird die Labilität der Erinnerung und Identität benannt, jedoch nicht aufgehoben. Auch die „ewige Sehnsucht“ von Elisabeth, resultierend aus der Vertreibung und dem Heimatverlust, kann Elke nicht beenden, sie kann sie jedoch in Form von Poesie verbalisieren und annehmen.

Elke Bludau stellte ihren Lyrikband „zettel/heimat“ im Rahmen des Begleitprogramms der Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ am 1. Dezember 2021 im HDO vor.

Dr. Lilia Antipow und Elke Bludau, Präsentation des Lyrikbandes „zettel/heimat“ im Haus des Deutschen Ostens München, 1. Dezember 2023 / *© HDO*

Thema _
Der Aufbruch der Frauen

Lara Theobalt — Rosa Klauber — Eine Frau an der Spitze



Spitzenhaus Rosa Klauber in der Theatinerstraße 35, München, 1922
Fotograf: Franz Kimmel / © Jüdisches Museum München

Über drei Generationen gehörte das Spitzenhaus Rosa Klauber zu den ersten Adressen für Innenausstattung und Wäsche in München. Die Gründerin war eine Markthändlerin aus Böhmen und kam 1860 nach München. Von der „Judenreihe“ auf der Auer Dult gelang Rosa Klauber der Aufstieg in die Riege der königlich bayerischen Hoflieferanten. Wer war die Frau an der Spitze des Münchner Familienunternehmens?

Im Mai 1860 kam Rosa Klauber (1820 – 1901) erstmals zur Auer Dult nach München. Mit ihrem „wohlassortirten Lager böhmischer ordinärer und feiner Zwirnspitzen“ besuchte sie Märkte in ganz Bayern. Gewohnt hatte sie in Friedrichshof[1], einer Gemeinde mit weniger als 200 Einwohnern in der Region Pilsen[2], nahe der deutschen Grenze. Dort war Rosa Klauber, geborene Löwi, mit dem Kaufmann Elias Klauber verheiratet.

Die Herstellung und der Handel mit Spitze waren im ländlichen Böhmen bis ins 20. Jahrhundert wichtige Erwerbsquellen. Frauen, Kinder und Ältere stellten in Heimarbeit Spitzen her, die meist über Zwischenhändler in die größeren Städte oder ins Ausland verkauft wurden. Als Saisonarbeiter während der Wintermonate klöppelten auch Männer. Die Familie Klauber handelte über mehrere Generationen mit böhmischer Spitze. So erinnert sich eine Urenkelin Rosa Klaubers, dass Klöpplerinnen im Gemischtwarenladen ihrer Eltern Spitzen gegen Lebensmittel oder andere Waren eintauschten. Diese wurden dann bis in die USA verkauft. Im Ausland schätze man die hohe Qualität böhmischer Spitze.

Zur Dult kamen Händler aus ganz Bayern und aus dem Ausland, darunter auch jüdische, die bis zur Aufhebung des Matrikelparagrafen 1861 nicht frei nach München zuziehen durften. Für Jüdinnen und Juden aus dem Ausland bestanden die Beschränkungen sogar noch bis 1868 – so auch für Rosa Klauber. Die Dult bot eine willkommene Gelegenheit, Waren in München anzubieten. Dort wurden den jüdischen Handlern Plätze in einer eigenen Reihe zugewiesen, der sogenannten Judenreihe, wo zeitweise auch Rosa Klaubers Stand zu finden war. In der Zeit, in der die bayerischen Jüdinnen und Juden für die gesetzliche Gleichstellung kämpften, empfanden viele diese Trennung als diskriminierend. Erst 1873, zwei Jahre nachdem Bayern dem Deutschen Reich beigetreten und die Gleichstellung gesetzlich verankert war, wurde die „Judenreihe“ abgeschafft. Auch Rosa Klaubers Leben nahm eine Wendung.

Aufstieg in München

1872 zog Rosa Klauber mit ihrer Familie nach München. Nachdem ihr Mann infolge eines Unfalls arbeitsunfähig geworden war, finanzierte sie den Familienunterhalt. Rosa Klauber hatte bei ihrer Ankunft in München bereits zwei erwachsene Kinder aus erster Ehe und mindestens neun weitere, zum Teil noch minderjährige Kinder, gemeinsam mit Elias Klauber. Einer ihrer Enkel beschreibt sie später als eine „rührige Frau“, die sich von ihrer Wohnung im Tal aus schnell einen Kundenkreis in München und ganz Süddeutschland aufbaute. Der Grundstein für das Spitzenhaus und den Aufstieg der Familie ins Münchner Bürgertum war gelegt.

Bald übernahm Sohn Moritz die Spitzenhandlung. Er verlegte das Geschäft zunächst in die Theatinerstraße 16 und schließlich in das gegenüberliegende repräsentative Geschäftshaus in der Theatinerstraße 35. Ab 1890 durfte sich Moritz Klauber „königlich bayerischer Hoflieferant“ nennen. Mit dem Titel zeichnete das bayerische Königshaus seit Anfang des 19. Jahrhunderts Gewerbetreibende aus, die ihr Geschäft auf herausragende und innovative Weise führten. Mit der Verleihung des Hoftitels war das Recht verbunden, das königliche Wappen zu führen. Es schmückte bis zum Ende der Monarchie die Schaufenster, Werbeanzeigen und Siegelmarken des Spitzenhauses. Obwohl der Titel offiziell an ihren Sohn verliehen wurde, finden wir Dokumente, in denen Rosa Klauber als Hoflieferantin bezeichnet wird. Es war für Frauen durchaus möglich, den Titel zu erwerben. Zum Zeitpunkt der Ernennung war Rosa Klauber aber bereits 70 Jahre alt und wohl nur noch beratend im Geschäft tätig.

Gemeinsam mit Moritz Klauber leitete Anna Schwarz, geborene Gartenzaun, eine Tochter aus Rosa Klaubers erster Ehe, das Geschäft. Die beiden erweiterten das Sortiment um maschinengestickte Spitze aus Plauen, Nottingham und Calais. Schwarz ließ Spitzendecken und Gardinen nach eigenen Entwürfen in der Gegend um Hof (Saale) anfertigen.

1 tschech. Bedřichov (heute Tschechien).
2 tschech. Plzeň (heute Tschechien).

Siegelmarke mit königlichem Wappen, um 1910 Kimmel, *Fotograf: Franz Kimmel / © Jüdisches Museum München*

Nur noch bis Sonnabend Abend dauert der Verkauf der **weißen** und **schwarzen böhmischen Spitzen, Valencienne, Poince,** besonders **Alterthums-Spitzen** zu herabgesetzten Preisen.
Rosa Klauber aus Böhmen,
Judenreihe 111 Bude 111.
Um mein großes Lager von aller Art Spitzen und Garnituren bis Ende der Dult zu verkleinern, werde ich solche billige Preise machen, daß meine geehrten Kunden staunen sollen.
Mit Hochachtung
61198
Rosa Klauber aus Böhmen.

Anzeige zur Auer Dult, München 1869 / *© Bayerische Staatsbibliothek München*

Lara Teobalt mit HDO-Direktor, Professor Dr. Andreas Otto Weber, bei ihrem Vortrag über das Spitzenhaus Rosa Klauber im HDO, 30. September 2021 / *© HDO*

„Bei Rosa Klauber musste jede Frau die Spitzenart finden, welche im In- und Auslande erzeugt wurde, […] ob es sich um eine billige Valenciennespitze für 3 Pfg. per Meter handelte oder um eine echte kostbare handgearbeitete Point, Venise oder Chantillyspitze," erinnert sich Rosa Klaubers Enkel.

Eine besondere Leidenschaft und Expertise für Spitze verschiedenster Machart hat sich in der Familie Klauber bis heute erhalten. Rosa Klauber selbst sammelte alte Spitze und gab sogar seltene Stücke in die Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Heute betreiben ihre Nachfahren die letzten historischen Leavers-Maschinen in den USA. In der sechsten Generation und einer immer schnelllebigeren Modewelt ist das Familienunternehmen längst auf Massenproduktion umgestiegen. Doch auch in Zeiten von Fast Fashion werden die Spitzenmuster noch aufwändig von Hand entworfen und man beruft sich gerne auf die nunmehr 165-jährige Firmengeschichte.

Rosa Klauber starb 1901 und wurde auf dem Alten Jüdischen Friedhof in Thalkirchen bestattet. Das Spitzenhaus trug weiter ihren Namen. Persönliche Aufzeichnungen oder Fotos von Rosa Klauber sind nicht überliefert. In die Familienerinnerung ging sie vor allem als vorrausschauende Geschäftsfrau ein – eine Gründerin, lange bevor Female Entrepreneurship ein Thema wurde.

In den 1920er Jahren übernahmen Rosa Klaubers Enkel Ernst, Siegfried und Ludwig das Geschäft. Ernst Klauber fügte dem Detailgeschäft einen Großhandel hinzu und begann mit dem Export deutscher Spitze ins Ausland. Außerdem gründete er gemeinsam mit seinem jüngsten Bruder Ludwig eine Wäschefabrik in der Dachauer Straße. Auf dem ehemaligen Gelände des Rüstungsbetriebs Deutsche Werke AG produzierten die Klaubers nun Damenwäsche. Die Leitung des Spitzenhauses übernahm Siegfried Klauber. 1927 eröffnete das Spitzenhaus eine zweite Filiale am Marienplatz. Als 1933 die Nationalsozialisten nebenan ins Münchner Rathaus einzogen, befand sich das Familienunternehmen auf der Höhe seines Erfolgs.

Enteignung und Neubeginn in den USA

Die gezielte wirtschaftliche Existenzvernichtung jüdischer Gewerbetreibender setzte bereits im April 1933 mit dem Boykott gegen jüdische Geschäfte ein. 1937 begann das Münchner Gewerbeamt ein Verzeichnis aller jüdischen Gewerbetreibenden zu erstellen. Ab Februar 1938 diente es als Grundlage für weitere Maßnahmen gegen jüdische Geschäftsinhaber.

Familie Klauber musste zunächst die Filiale am Marienplatz schließen, da die Stadt im Juni 1938 den Mietvertrag kündigte. Während der Novemberpogrome vom 9. auf den 10. November 1938 wurden allein in München mindestens 42 Geschäfte geplündert und verwüstet, darunter auch das Spitzenhaus in der Theatinerstraße. Scheiben wurden eingeworfen und die Ladeneinrichtung zerstört. Eine Augenzeugin berichtete später, dass SA-Männer Rollen mit Stoffen auf die Straße warfen und darauf herumtrampelten und Münchner sich an den Auslagen bedienten. Die Polizei griff nicht ein.

Bis Ende 1938 mussten Ernst Klauber und seine Brüder das Spitzenhaus und die Wäschefabrik unter Zwang verkaufen. Selbst das während der Pogrome beschädigte Mobiliar wurde minutiös von den zuständigen Beamten aufgelistet und vom Kaufpreis abgezogen. Ernst Klauber schrieb wenig später: „Wir hatten nicht nur das Erbe der Gründerin verwaltet, sondern auch ein Lebenswerk aufgebaut, dessen Früchte nun unsere Nachfolger ernten werden." Die Nachfolger waren im Fall der Firma Rosa Klauber NS-Profiteure ohne nennenswerte Vorerfahrung: Hella Dasbach, die das Spitzenhaus übernahm, war zuvor Kulturreferentin in der NS-Frauenschaft in Antwerpen und Prokuristin im Speditionsunternehmen ihres Mannes gewesen. Die Wäschefabrik übernahmen zwei junge Geschäftsmänner, die eine gute Gelegenheit witterten, sich selbstständig zu machen. Sie erhielten in der Kriegszeit staatliche Aufträge und produzierten statt Damenwäsche Jacken und Tarnkappen für die Waffen-SS in Dachau.

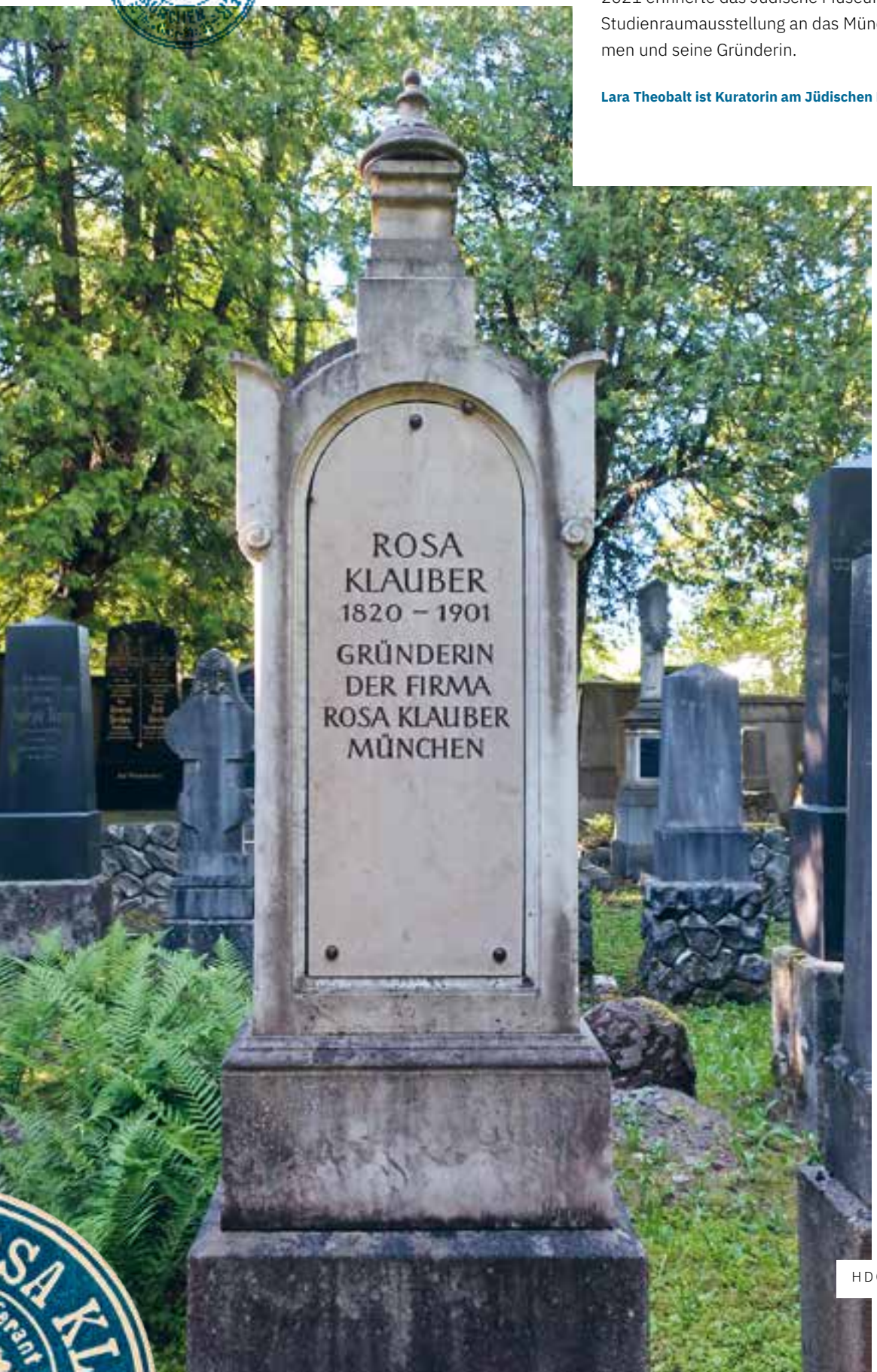
Siegfried und Ludwig Klauber emigrierten bereits im Sommer 1938 nach New York, während Ernst Klauber gemeinsam mit seiner Frau Alice die Enteignung abwickelte. Im Februar 1939 flohen die beiden mit ihrem Sohn über die französische Grenze und von dort im November 1939 weiter in die USA.

Während die drei Brüder in den USA eine neue Existenz aufbauten, harrte ihre Schwester Maria, verheiratete Klopfer, mit den Eltern im Exil in der Schweiz aus. Von Genf aus unterstützte sie verfolgte Familienangehörige in ganz Deutschland und den besetzten Gebieten. Die Familie auf böhmischer Seite wurde während der Schoa fast ausgelöscht. Maria Klopfer hielt, solange es möglich war, Briefkontakt zu Angehörigen in den deutschen Konzentrationslagern und schickte Lebensmittelpakete. Einigen jüngeren Verwandten gelang rechtzeitig die Flucht in die USA, wo Maria Klopfer Unterstützung vermittelte.

Erst 1947 konnte sie für sich und ihre Eltern Visa bekommen und nach New York nachfolgen.

Ernst, Siegfried und Ludwig Klauber gelang es nach ihrer Ankunft in New York, wieder im Spitzenhandel Fuß zu fassen. Die Firma, nun unter dem Namen Klauber Brothers, besteht heute in der sechsten Generation. In München geriet das Spitzenhaus Rosa Klauber nach dem Krieg in Vergessenheit. 2021 erinnerte das Jüdische Museum München mit einer Studienraumausstellung an das Münchner Familienunternehmen und seine Gründerin.

Lara Theobalt ist Kuratorin am Jüdischen Museum München



Rosa Klaubers Grab am Alten Israelitischen Friedhof München, 2020
/ © privat

Petra Dombrowski — Vorsicht! Agentinnen schreiben mit!

Sehr oft werde ich gefragt, wie ich überhaupt auf das Thema „Agentinnen“ gestoßen bin und die Biografien von Elisabeth S. und Eugenie M. – beide waren für den tschechoslowakischen Nachrichtendienst in den 1930er Jahren im Deutschen Reich tätig – entdeckt habe. Für meine Umgebung wäre es doch sicherlich ein Ding der Unmöglichkeit, nach so langer Zeit überhaupt Dokumente zu finden. Als Agentinnen mussten sie im Verborgenen agieren. Sie würden also sicherlich nicht in Berichten des tschechoslowakischen Nachrichtendienstes, so diese überhaupt noch existierten, Erwähnung finden. Wenn diese verräterischen Papiere der Gestapo in die Hände gefallen wären, hätte man Elisabeth S. und Eugenie M. unweigerlich verhaftet. Nicht selten warteten auf enttarnte

Gestaltungselemente der Ausstellung „Vorsicht! Agentinnen schreiben mit…“ / *© Petra Dombrowski*

Agenten und Agentinnen harte Strafen, je nach Schwere der Fälle wurden sie sogar zum Tode verurteilt.

Die unbeabsichtigte Reise in die Welt des tschechoslowakischen „Secret Service“ begann mit Recherchen zu meiner eigenen Familiengeschichte. Bei der detektivischen Kleinarbeit in verschiedenen deutschen und tschechischen Archiven für meine 60-minütige Dokumentation „Zwei Brüder – zwei Nationalitäten“ (2020) stieß ich völlig ahnungslos auf ein mir bisher unbekanntes Familienmitglied. Doch damit nicht genug – der neu entdeckte jüngere Bruder meines Großvaters entpuppte sich als tschechoslowakischer Nachrichtendienstoffizier. Stanislav Cicha baute in den 1930er Jahren das Spionagenetz gegen das Deutsche Reich in Schlesien und Österreich auf. In meiner eigenen Familie gab es also eine Art „James Bond“. Mit solch einem Verwandten hätte ich in den kühnsten Träumen nicht gerechnet. Einfach nur Glück? Jedenfalls widersprechen die gefundenen Dokumente der allgemeinen Meinung, es wäre nichts dokumentiert oder im Krieg alles vernichtet worden.

Mein Fragenkarussell begann sich nun immer schneller zu drehen. Welcher Mensch verbarg sich hinter dem Namen Stanislav Cicha? Welche Tätigkeiten führte er aus? Würde ich überhaupt noch mehr Material über ihn und seine Arbeit finden? Die Neugier in mir war nun mehr als geweckt und ich heftete mich an seine Fersen. Eine Freundin, die als Dolmetscherin aus dem Tschechischen arbeitete, übersetzte das gefundene Archivmaterial aus den tschechischen Archiven. In den Berichten von Stanislav Cicha tauchten immer wieder zwei Frauennamen auf. Die eine, Eugenie M., bezeichnete er sogar als seine Lieblingsagentin. Ein Passus in seiner Akte amüsierte mich besonders. Eugenie M. schien eine Frau zu sein, die an Erotik ein besonderes Interesse hatte. Er beschrieb sie als attraktive, gut proportionierte Erscheinung. Sie war sich ihrer anziehenden Wirkung auf Männer bewusst und rückte ihre weiblichen Reize geschickt in Szene, um ans Ziel zu gelangen. Ausgestattet mit diesen Gaben und einer überdurchschnittlichen Intelligenz war sie die Richtige, um im Deutschen Reich der 1930er Jahre für den tschechoslowakischen Nachrichtendienst zu spionieren.

Natürlich stellte sich mir immer wieder die Frage, aus welchen Gründen Eugenie M. und Elisabeth S. diesen ungewöhnlichen Weg einschlugen.

Die Rolle der Frau beschränkte sich in der Zeit des Nationalsozialismus ja meist auf „Mutter und Hausfrau“. Frauen waren dafür vorgesehen, möglichst viele Kinder zu gebären und ihren Ehemännern den Haushalt zu führen. Im Erwerbsleben traten sie selten in Erscheinung. Allerdings arbeiteten sie oftmals in sogenannten typischen Frauenberufen, wie zum Beispiel als Sekretärinnen oder Krankenschwestern. Zusätzlich hatten sie dann aber noch die Familie zu versorgen und sahen sich so einer Doppelbelastung ausgesetzt. Im Zweiten Weltkrieg – die Männer kämpften als Soldaten an verschiedenen Fronten – wurden sie jedoch vermehrt in den Arbeitsprozess einbezogen.

Je weiter die Recherche fortschritt, desto mehr fügten sich die Puzzlesteine zusammen und ergaben ein Bild – zugegeben ein etwas „löchriges“ (mit fehlenden Stücken), doch die Persönlichkeitskonturen beider Frauen wurden sichtbarer und ihre Profile schärften sich.

Die von den Nationalsozialisten vorgegebene Lebensweise schien Eugenie M. und Elisabeth S. wohl zu eintönig. Sie bot beiden Frauen abseits ihrer beruflichen Tätigkeiten für ihre Intelligenz wenig Entfaltungsmöglichkeiten.

Blick in die Ausstellung „Vorsicht! Agentinnen schreiben mit...“ / *© Lilia Antipow*

Die Schlesierin Elisabeth S. spionierte bei einem in schlesischen Ratibor[1] ansässigen Rechtsanwalt und ab 1938 in einem Dessauer Rüstungsbetrieb. Die Gestapo verhaftete sie 1939 bei der versuchten Übergabe von geheimen Konstruktionsplänen. 1943 wurde sie in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

Die Tschechoslowakin Evženie / Eugenie M. spionierte ebenfalls in Ratibor und im deutsch-tschechoslowakischen Grenzgebiet. Auch sie wurde von der Gestapo 1939 verhaftet, kam aber durch Fürsprache eines „Gestapo-Mannes" frei. Nach dem Zweiten Weltkrieg interessierte sich die tschechoslowakische Staatssicherheit für Evženie M. und wollte sie zur Mitarbeit bewegen.

Die Idee, in einer Wanderausstellung beide Biografien einander gegenüberzustellen, ist im Laufe meiner Recherchen entstanden. In den 1930er Jahren entsprachen Frauen mehrheitlich einem traditionellen Bild – Elisabeth S. und Eugenie M. waren jedoch anders, sie schienen, ein unkonventionelles Leben zu führen. Ihre Beweggründe, Vorgehensweisen, um Ziele zu erreichen, faszinierten mich. Doch in welcher Form sollte ich ihre Biografien in der Ausstellung erzählen?

Aus den Akten ergab sich zwar ein ungefähres Bild von Elisabeth S. und Eugenie M., doch gingen die Berichte nicht ins Detail. Viele Fragen, wie zum Beispiel nach Aussehen oder Vorlieben, blieben im Unklaren. Auch verrieten die Dokumente wenig über ihre Gefühlswelten. Wäre es nicht interessant, anhand des vorliegenden Materials und den darin enthaltenen Zeugenaussagen, auf den Charakter von Elisabeth S. und Eugenie M. zu schließen? So beschloss ich, beide Figuren mittels einer Erzählstruktur und fiktionaler Elemente in Szene zu setzen. Sie sollten durch diese Art der Vermittlung mehr „Farbe" bekommen und menschlicher beziehungsweise für die Besucher greifbarer werden.

Die Präsentation der Ausstellungstafeln mittels eines Traversensystems unterstreicht den Erzählcharakter und lässt die Besucher in die geheimnisvolle Atmosphäre dieser Lebenswelten eintauchen. Mittels QR-Codes können zusätzlich grafische Videoanimationen abgerufen werden. Zu diesem Thema erschien in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung des Landes Sachsen-Anhalt und dem Landesinstitut für Schulqualität und Lehrerbildung Sachsen-Anhalt (LISA) eine Begleitbroschüre. Sie wird in Sachsen-Anhalt in Zukunft im Schulunterricht und in der Lehrerfortbildung eingesetzt.

Die Ausstellung „Vorsicht! Agentinnen schreiben mit!" wandert seit Herbst letzten Jahres durch Deutschland und die Tschechische Republik. Im Herbst 2023 wurde sie im Centrum Bavaria Bohemia, Schönsee, und im Frühjahr 2024 im Muzeum Chodska / Chodenmuseum in Domažlice[2] in der Tschechischen Republik gezeigt. Bis Ende 2024 war sie im Landesarchiv in Dessau zu sehen.

Petra Dombrowski (Starnberg) ist Grafikdesignerin und Filmemacherin.

Das Haus des Deutschen Ostens zeigte vom 17. Januar bis 14. März 2025 die Ausstellung „Vorsicht! Agentinnen schreiben mit!"

Das Spiel zur Ausstellung finden Sie hier:

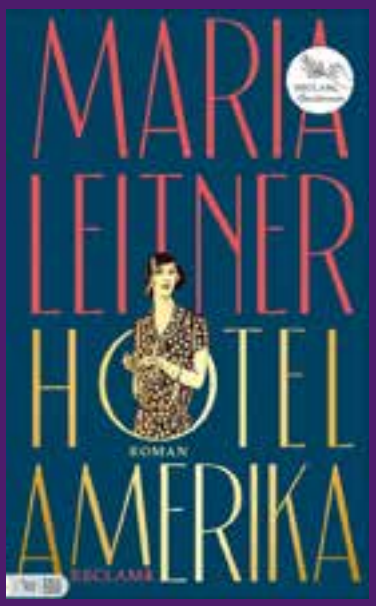
1 poln. Racibórz (heute Polen).

2 dt. Taus.

Gestaltungselement der Ausstellung „Vorsicht! Agentinnen schreiben mit..." / *© Petra Dombrowski*

Blick in die Ausstellung „Vorsicht! Agentinnen schreiben mit..." / *© Lilia Antipow*

Patricia Erkenberg —
Drei Frauen reisen durch die Welt — Larissa Reissner, Alma Karlin, Maria Leitner



Rund hundert Jahre nach ihrer erstmaligen Veröffentlichung sind in den letzten Jahren Werke von drei Autorinnen, die im östlichen Europa geboren wurden und auf Deutsch schrieben, neu entdeckt und wieder aufgelegt worden: Larissa Reissner, Alma Karlin und Maria Leitner. Alle drei haben sich aus unterschiedlichsten Gründen auf Reisen begeben und berichteten ihrer Leserschaft davon. Sie können uns heute noch etwas darüber erzählen, wie die Welt vor hundert Jahren aussah und wie Frauen sich darin bewegten.

Larissa Reissner,
um 1913 / *Wikimedia Commons*

Larissa Reissner: „1924 – Eine Reise durch die deutsche Republik“ (2024)

„Die ‚Bleihütten‘ liegen am Rande von öden Bauplätzen, die jetzt weiß und kalt sind. Dieses Werk hat nur einen langen, beinlosen Körper, der mit dem Bauch auf der Erde liegt, und sieben gleich lange Schornsteine, die in gleichmäßigen Abständen wie Minaretts sich erheben, von denen jeden Morgen das durchdringende Muezzin der Arbeit erklingt.“ (S. 160)

Larissa Reissner wurde 1895 in Lublin geboren. Ihr Vater war deutschstämmig, ihre Mutter Russin. Mit der deutschen Sprache kam sie früh in Kontakt und besuchte in Deutschland auch Schulen. In ihrem kurzen Leben war sie nicht nur Autorin und Journalistin, sondern Revolutionärin und oft selbst an den Ereignissen beteiligt, über die sie schrieb. In den 1920er Jahren reiste sie nach Deutschland und berichtete ihren Lesern in Sowjetrussland über die dortige gescheiterte Revolution. Während die heutige Geschichtswissenschaft den kommunistischen Aufstand im Oktober 1923 in Hamburg als aussichtslos einschätzt, klingt das bei Reissner dann so:

„Die Erklärung für diese Hartnäckigkeit, mit der das Proletariat der Wasserkante die lebendige Erinnerung an die Oktobertage wachhält, liegt darin, dass der Hamburger Aufstand weder in militärischer noch in politischer noch in moralischer Hinsicht besiegt war. Es ist in den Massen nicht die tiefe Bitterkeit einer Niederlage geblieben.“ (S. 125)

In dieser Zeit entstand auch die für die Neuveröffentlichung titelgebende Reportage „Eine Reise durch die deutsche Republik“, die den interessantesten Beitrag des Bandes darstellt. Reissner erkundete das Deutschland der 1920er Jahre in verschiedensten Bereichen – in der Wirtschaft, der Presse, der Politik und unter der einfachen Bevölkerung.

„Durch Deutschland bin ich gefahren, durch ‚das Land Hindenburgs‘, und habe es mit den ungetrübten Augen eines Menschen gesehen, der aus dem Lande der Arbeiter und Bauern kam, aus dem Lande Lenins. Ihr habt Schlösser und Museen, Regierungspaläste, in denen Minister sitzen, Siegesallee und Siegessäule, Irrenhäuser, Kriegerdenkmäler, Kasernen, Schulen, Zuchthäuser und Fabriken, Millionen ausgehöhlter Menschen und eine Bourgeoisie mit Kultur, Technik und allem Komfort des Wohlbefindens.“ (S. 197)

Der Band, neu zusammengestellt und herausgegeben von Steffen Kopetzky, versammelt noch eine Reihe von Reportagen von Larissa Reissner. Darin berichtet sie nicht nur aus Deutschland, sondern zum Beispiel auch aus Afghanistan, wohin sie ihren Mann als Botschafter begleitete. Auch dort besuchte sie Fabriken und andere Arbeitsstätten und beschrieb das harte Leben der Arbeiter:

„Eine beißende Karikatur dieses Bild: ein bis zum Gürtel nackter, von tropischer Hitze und künstlichem Flug der Maschinen verdorrter, ergrauter Arbeiter reinigt mit seiner Sichel die

große Weberspule von den Resten der Fäden. Über ihm steht der dicke Direktor, der unwahrscheinlich, unanständig dick und so falten- und fettreich ist, dass in den Wülsten seines Bauches einmal beim Baden ein Frosch stecken geblieben und erstickt ist, dessen Anwesenheit erst einige Tage später sich durch den unangenehmen Geruch bemerkbar machte." (S. 76)

Die sprachliche Kraft ihrer Reportagen ist beeindruckend. Hier berichtet keine unbeteiligte Dritte, sondern ihre kommunistische Überzeugung tritt auf jeder Seite zur Schau. Messerscharf analysiert sie die deutsche und andere Gesellschaften. Und offenbar war sie sehr geschickt darin, Zugang zu hohen Persönlichkeiten zu bekommen und mit diesen – wahrscheinlich unter falschen Voraussetzungen – Gespräche führen zu können.

Alma Karlin: „Erlebte Welt" (2023)

„Ganz still in der Nacht, in der die Hyänen lachen und die Pfauen mit ihren Hennen über den Sand wandern. Ich bin so schaumüde, daß mich so richtig nichts mehr erfreut, nichts mehr begeistert, nicht einmal der besungene Tadsch Mahal, das schönste Bauwerk der Welt. Ich habe für alles überzahlt und finde daher das Konto geschlossen ...
Oder richtiger: Das Schicksal hat meinen Wechsel nicht honoriert." (S. 171)

Einen ganz anderen Blick als Reissner hat Alma Karlin auf die Welt. Sie wurde 1889 in Cilli [1] in Österreich-Ungarn geboren. Der Ort war zu diesem Zeitpunkt größtenteils deutschsprachig und so auch Almas Familie. Durch den Ersten Weltkrieg und den Zerfall Österreich-Ungarns änderte sich ihre Staatsangehörigkeit, was auch in ihren Reiseberichten immer wieder Thema ist. Oft schreibt sie über ihren Pass, der durch die vielen, vielen Visa und Ein- und Ausreisestempel fast und schließlich ganz unbrauchbar wird und über die Schwierigkeiten, ein neues Dokument zu bekommen:

„Erstens hatte ich kein Geld zur Heimfahrt, und zweitens hatte ich keine Papiere. Der Paß war tot, ganz tot, und keine Regierung wollte ihn auferstehen machen. Ich erwähne den Umstand erst an dieser Stelle, doch schrieb ich seit Monaten von Pontius zu Pilatus um irgendeinen Ausweis, und immer hieß es so angenehm ablehnend: ‚Ich nicht! Sie sind nicht meine Staatsangehörige!'" (S. 219)

1919 begab sich Alma Karlin auf Weltreise. Dabei hatte sie kaum finanzielle Mittel, sodass sie oft „wie die Einheimischen", das heißt eher spartanisch und oft nicht in der ersten Klasse reiste. 2023 erschien in einer Neuausgabe im Aviva Verlag der letzte Teil ihrer tagebuchartigen Reisebeschreibungen. Zu diesem Zeitpunkt ihrer Expedition ist Karlin am Ende ihrer Kräfte. Ihre Gesundheit, ihre Geldprobleme und ihre

Alma Karlin, um 1917 / *Wikimedia Commons*

Übersättigung an neuen Eindrücken sind immer wieder Thema ihrer Aufzeichnungen. Das ist auch für die Leserin manchmal anstrengend. Dazwischen sind die Schilderungen ihrer Erlebnisse aber auch immer wieder amüsant, zum Beispiel, wenn sie beschreibt, wie es ihr in einem deutschen Konsulat ergeht:

„Ich kam nie höher als zum Kanzler. [...] Man geht bei einer Behörde immer zum Höchsten, doch schrie mich schon der Kanzler derart an und war so betont unliebenswürdig, daß ich von ihm auf den Ton der ganzen dortigen Behörde schloß und mir dachte, was unsere slawischen Bauern unter solchen Umständen in drei sehr kurzen Worten zum Ausdruck bringen, was sich aber niederzuschreiben nicht schickt." (S. 146)

Ein weiteres Thema von „Erlebte Welt" sind ihre Erfahrungen als allein reisende Frau. Sie spricht darüber, auf welche Hindernisse sie in diesem Zusammenhang trifft und wie ihre Umwelt auf sie reagiert. Karlin teilt ebenso ihre Gedanken zum Thema Frauenrechte und Frauenalltag in verschiedenen Kulturen.

„Sie wunderten sich sehr über meine Reisen und mehr noch darüber, daß ich keinen Mann hatte. War es schön, ohne Mann zu sein? Ich konnte die Frage nicht klar beantworten, weil ich nicht wußte, ob es mit einem Mann besser oder schlechter gewesen wäre." (S. 111)

„Erlebte Welt" gibt insgesamt einen interessanten Einblick in das Reisen in den 1920er und 1930er Jahren und die damalige europäische Perspektive auf asiatische Länder und dortige Kulturen.

1 slowenisch Celje (heute Slowenien).

Maria Leitner: „Hotel Amerika“ (2024)

„Das Netz der Straßen unten erscheint wie eine unendlich tiefe, zerklüftete Schlucht, in der Menschen geschäftig herumwimmeln.

Polizisten dirigieren die endlos hin und her flutenden Karawanen der Verkehrsmittel, die halten, rasen, halten, rasen...! An den Straßenecken sammeln sich Menschen wie Schafherden, jagen dann über die Straße, halten wieder, jagen, halten. [...]

Und alle diese hastenden Menschen scheinen winzig zwischen den in den Himmel hinaufragenden Türmen. Er scheint so, als hätte man die Häuser so hoch, so übermächtig gebaut, um die Menschen umso stärker ihre Kleinheit und Ohnmacht fühlen zu lassen.“ (S. 130f.)

Auch Maria Leitner stellt immer wieder Frauen in den Mittelpunkt ihrer Romane und ihrer Reportagen. Sie wurde 1892 in Varaždin[2] in Österreich-Ungarn geboren und wuchs in Budapest auf. In ihrer Familie sprach man sowohl Deutsch als auch Ungarisch, Leitner schrieb später in beiden Sprachen. Als Journalistin arbeitete sie zunächst für das Budapester Boulevardblatt „Az Est“ (Der Abend), während des Ersten Weltkrieges berichtete sie aus verschiedenen Ländern Europas. Nach der gescheiterten Räterepublik in Ungarn, an der auch ihre Brüder beteiligt waren, musste sie das Land verlassen und ließ sich zunächst in Wien und später in Berlin nieder. Laut dem Nachwort von Katharina Prager zu der 2024 erschienenen Reclam-Ausgabe von „Hotel Amerika“ war sie eine „Pionierin der investigativen Sozialreportage“ und wird als solche auch als der „weibliche Günter Wallraff“ bezeichnet, wobei sie natürlich mehrere Jahrzehnte vor ihm arbeitete. 1925 schlug sie dem Ullstein-Verlag (über den übrigens auch Larissa Reissner in ihren Reportagen berichtete) eine umfangreiche Reportagenreihe vor, bei der sie die „Kehrseite des American Dream“ zeigen wollte. So reiste sie drei Jahre lang durch die Vereinigten Staaten und arbeitete in unzähligen, meist schlecht bezahlten, Positionen. Die Arbeitsbedingungen vor allem von Frauen, die sie dann in ihrer Reportagensammlung „Eine Frau reist durch die Welt“ vorstellte, kannte sie also hautnah aus eigener Anschauung.

Einige Jahre später verarbeitete sie diese Erfahrungen in ihrem Debüt-Roman „Hotel Amerika“. Oberflächlich gesehen ist es unter anderem die Geschichte der irischen Wäscherin Shirley, die von einem besseren Leben träumt, und ihrer Verbindung zum mysteriösen Herrn Fish. Unter der Oberfläche beschreibt Leitner aber vor allem das Leben und die Arbeitsbedingungen von einfachen Arbeitern in Amerika. Gleich am Anfang schildert sie das multikulturelle Miteinander im Hotel:

2 deutsch Warasdin, ungar. Varasd (heute Kroatien).

LINKE SEITE: **Maria Leitner in Suriname, 1930 /** *Wikimedia Commons*

„Man hört die gutturalen Laute der Negerinnen, den singenden Tonfall der Italienerinnen, die weichen Zischlaute der Spanierinnen. Ein Sprachforscher könnte hier alle Dialekte der Slawen entdecken, aber auch hindostanische und armenische, griechische und japanische Sprachen vernehmen.“ (S. 12)

Ein großes Thema des Romans ist die Unfähigkeit der Angestellten im Hotel, sich zu organisieren und so für bessere Arbeitsbedingungen zu demonstrieren. Maria Leitner beschreibt dabei den Informationsvorsprung des Hotel-Managements gegenüber den Angestellten:

„Der Direktor ist von unübertrefflich jovialem Wesen. Seine Freundlichkeit ist im Hotel geradezu sprichwörtlich. Er hat genau berechnet, dass neu eingestellte Leute erst nach vier Wochen die Arbeitsleistung der ‚Alten‘ erreichen. Er hat auch genau berechnet, welche Verluste dem Hotel durch häufiges Wechseln des Personals entstehen. Er hat das alles genau in Ziffern, statistisch und prozentual, schwarz auf weiß, auf dem Papier. […] Man muss aus den Leuten auf liebenswürdige Weise so viel herausholen wie überhaupt möglich.“ (S. 115)

Leitners Roman ist eine Gesellschafts- und Sozialkritik, die die Grenzen des amerikanischen Traums aufzeigt, gleichzeitig aber auch die Verheißungen des Landes schildert. Und das alles in einer Handlung, die sich nur über einen Tag erstreckt und fast ausschließlich in den Räumlichkeiten des Hotels spielt. Auch heute noch spannend zu lesen.

Fazit:

Allen drei Autorinnen ist gemein, dass sie sich nicht leicht in Schubladen stecken lassen, weder in nationale noch in ideologische. Geboren wurden sie alle im östlichen Europa und Deutsch war eine der Sprachen, in denen sie ihre Schriften verfassten und die ihnen wichtig war. Gemein ist ihnen auch, dass sie zwar zu ihren Lebzeiten – vor allem in der Zeit der Weimarer Republik – berühmt waren, im Gegensatz zu einigen ihrer männlichen Kollegen jedoch zeitweise wieder vergessen wurden. Maria Leitners Roman „Hotel Amerika“ gehörte mit zu den ersten Schriften, die 1933 von den Nationalsozialisten verbrannt wurden. Sie selbst musste Deutschland verlassen, kehrte aber illegal immer wieder zurück, um in Reportagen über das Land unter den Nationalsozialisten zu berichten. 1942 starb sie den Hungertod in einer Psychiatrie in Marseilles. Alma Karlins Reiseberichte und Romane hatten in den 1930er noch viel Erfolg, aber auch ihre Schriften wurden 1941 verboten. Nach dem deutschen Einmarsch in Jugoslawien wurde sie von der Gestapo verhaftet, kam aber wieder frei. 1950 starb sie arm und vergessen. Larissa Reissner starb bereits 1926, ihre Werke wurden sporadisch wieder aufgelegt.
Nun haben es sich drei Verlage zur Aufgabe gemacht, die drei Frauen auf Reisen wieder bekannter zu machen. Und es lohnt sich auf jeden Fall, ihnen noch eine Chance zu geben, denn alle drei Bücher stellen nicht nur beindruckende Frauen und ihre Lebensläufe vor, sondern geben auch einen spannenden Einblick in die 1920er und 1930er Jahre vor dem Zweiten Weltkrieg.

Johann Schneider

Fairy von Lilienfeld – Drei Leben einer Frau im Europa des 20. Jahrhunderts

Fairy von Lilienfeld mit Mitgliedern der Delegation der Russländischen Orthodoxen Kirche aus der Sowjetunion und Vertretern der Leitung der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg, Berlin, 1960 / © privat

Das „erste“ Leben

Fairy von Lilienfeld wurde am 7. Oktober 1917 als Baroness, Freiin von Rosenberg, in Riga geboren. Ihr Vater, Baron Harald Ferdinand von Rosenberg, war Gutsverwalter und Offizier der zaristischen Armee. Ihre Mutter, Baronin Helene Sophia, wurde im heutigen Georgien geboren. Ihre Eltern flohen 1917 aus dem Baltikum nach Pommern, und dort wuchs Fairy zusammen mit ihrem Bruder Harald (Harry) auf. Fairy besuchte das Gymnasium in Stettin[1] und erlernte von Kind auf mehrere Sprachen: Deutsch und Russisch, da ihre Familie zur deutsch-baltisch-zaristischen Elite gehörte, und dann, in Stettin, Englisch, Französisch und Spanisch. Im Zweiten Weltkrieg war sie Nachrichtenhelferin und Telefonistin in Paris, von wo sie aber als „Rädelsführerin“ degradiert wurde: Sie hatte einen christlichen Chor gegründet.

1942 heiratete Fairy von Rosenberg Erich von Lilienfeld, einen Schulkameraden, der 1943 als U-Boot-Marineoffizier im Atlantik starb. 1943 wurde ihre Tochter Erika geboren, die 1949 starb.

1 poln. Szczecin (heute Polen).

Studierende der evangelischen Theologie bei ihrem Besuch im St.-Sergius-Institut für Orthodoxe Theologie, Paris, 1957, Zweite von rechts Fairy von Lilienfeld / © *privat*

Das „zweite“ Leben

Als sich die Rote Armee Stettin näherte, floh ihre Familie 1944 nach Jena. Dort begann Fairy als Kriegswitwe ihr „zweites“ Leben. Ab 1947 studierte sie Slawistik, Philosophie und Germanistik an der Universität Jena. Den Lebensunterhalt verdiente sie mit Deutschunterricht für sowjetische Fachkräfte bei der Firma Zeiss. Sie lehrte am Slawistischen Institut, konnte aber nicht zur Assistentin berufen werden, da sie sich weigerte, der SED beizutreten, und weiterhin aktiv am Leben der Studentengemeinde teilnahm.

Die Zeit in Jena war geprägt von einer gewissen Stabilität, da ihre Mutter als Dolmetscherin des sowjetischen Stadtkommandanten von Jena eingesetzt wurde. Dass er ihre Sprach- und Kulturkenntnisse würdigte, missfiel den Organen der entstehenden DDR ebenso, wie dass sie einen direkten Kontakt mit Vertretern der offiziellen Sowjetunion hatte. Im Konflikt mit den Organen, verließ Fairy die Universität und zog 1953 nach Naumburg, ans Katechetische Oberseminar der Evangelischen Kirche der Kirchenprovinz Sachsen, wo sie Theologie mit einer Spezialisierung auf slawische Orthodoxie studierte.

Ihr Ziel war es, nichtgläubige junge Menschen zum Glauben zu führen. Schließlich wurde das Konsistorium in Magdeburg auf Fairy von Lilienfeld aufmerksam und motivierte sie dazu, sich mit den orthodoxen Ostkirchen zu beschäftigen. Sie promovierte 1961 bei Konrad Onasch über „Nil Sorskij und seine Schriften. Die Krise der Tradition im Russland Ivans III.“ Danach wurde sie zur Dozentin für Kirchengeschichte in Naumburg berufen. 1962 wurde Fairy in Magdeburg ordiniert und unterrichtete dort bis zu ihrer späteren Berufung als Professorin nach Erlangen. Durch ihre gut besuchten Vorlesungen brachte sie die weite Welt in das kleine Naumburg. Man begann über sie zu sprechen, da zu ihren Vorlesungen sogar Offiziere der nahegelegenen sowjetischen Militärkommandantur kamen. Allerdings weckte dies das Misstrauen sowohl der Kollegen als auch der Staatssicherheit. Dabei hatten die Soldaten ausschließlich Interesse an alter russischer Literatur und waren begeistert, einer so hochgebildeten und sprachlich versierten Dozentin zu begegnen.

Aufgrund ihrer Sprachkenntnisse wurde Fairy von Lilienfeld schon in der DDR als Dolmetscherin und Begleiterin von sowjetischen Kirchenvertretern eingesetzt. Sie lernte schnell den Unterschied zwischen den „Naschi“ (russisch für die „Unseren“, d.h. die „Kirchlichen“) und „Nenaschi“ (russisch für „Nicht unsere“, „Von fremder Seite eingeschleuste“) Delegationsmitgliedern. Schon in Naumburg traf sie, trotz antikirchlicher Politik, wissenschaftlich hochgebildete und gleichzeitig von starker spiritueller Ausstrahlung geprägte Geistliche wie den Erzbischof von Stawropol und Baku Michail Tschub, dem sie ihre Dissertation widmete.

Fairy war die Mitbegründerin des Melanchthon-Kreises im Bereich der DDR, der Theologen vereinte, die sich für ostkirchliche Themen interessierten und sich oft am Rande der Legalität mit westlichen Kollegen trafen. Ihr kirchliches Engagement und ihre persönliche Ausstrahlung, aber auch ihre Bereitschaft zur Förderung von wissenschaftlichen Nachwuchskräften machten sie deutschlandweit bekannt.

Fairy von Lilienfeld wird die Ehrendoktorwürde der Fakultät für evangelische Theologie der Universität Helsinki verliehen, 1989 / © *privat*

Das „dritte“ Leben

Das „dritte“ Leben von Fairy begann im Jahre 1966, als sie den Ruf an den neuen Lehrstuhl für Theologie des christlichen Ostens an der Theologischen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg annahm. Es endete 2009, als sie im Alter von 92 Jahren als hoch anerkannte, international geehrte Theologin und Wissenschaftlerin, die maßgeblich den ökumenischen Dialog zwischen der evangelischen Kirche und der Orthodoxie gefördert und mitgestaltet hatte, starb.

Ein Ruf aus der DDR in die Bundesrepublik war selten, aber in den 1960er Jahren noch möglich. Fairy zog mit ihrer Mutter nach Erlangen und konnte die komplette Familienbibliothek umziehen. Für die Behörden der DDR war das ein willkommener Anlass, sich der beiden Frauen zu entledigen. Denn diese waren ihnen in Anbetracht ihrer Kontakte mit gebildeten Offizieren der Sowjetarmee sowie ihrer Sprachbegabung höchst suspekt und galten als unzuverlässige Bürgerinnen.

Fairy von Lilienfeld war die erste Professorin im Bereich der evangelisch-theologischen Fakultäten in der Bundesrepublik und als Historikerin drückte sie dem Lehrstuhl ihren Stempel auf, indem sie hierfür den neuen Namen „Lehrstuhl für Geschichte und Theologie des christlichen Ostens“ durchsetzte. Sie war die erste Dekanin einer evangelischen Fakultät in Deutschland und in Erlangen die erste Pfarrerin in einer Zeit, als in Bayern die Ordination von Frauen noch umstritten war. Der damalige Dekan des Dekanats Erlangen hatte versucht, ihr Predigtrecht an der Neustädter Universitätskirche infrage zu stellen, und wurde nach einer öffentlichen Kontroverse über die Ordination von Frauen wegbefördert.

Ich habe Fairy als Student in Erlangen 1990 kennengelernt. Mein Auftrag war, ihre Familienbibliothek aus Riga für die Universitätsbibliothek zu katalogisieren. Dieses Unterfangen war für mich die erste Begegnung mit ihrer Familiengeschichte und mit Literatur in russischer, französischer, deutscher, georgischer und in englischer Sprache.

Fairy von Lilienfeld nahm von Erlangen aus Kontakte zu den ostkirchlichen Lehrstühlen und Professoren auf und entwickelte ein ganzes Netzwerk, das von einer unschätzbaren Bedeutung für den Dialog und das Gespräch mit der orthodoxen Kirche war. Dazu zählen das Ostkirchliche Institut der deutschen Augustiner in Würzburg, die byzantinische Dekanie und das Ökumenische Institut der Benediktinerabtei Niederaltaich sowie andere Einrichtungen, die sie deutschland- und europaweit vernetzte.

Bis 1990 kamen fast alle kirchlichen Delegationen aus der damaligen Sowjetunion zuerst nach Erlangen, da Fairy von Lilienfeld das Vertrauen der jungen russischen Hierarchen gewann, die sich teilweise gegenseitig extrem misstrauten. In ihrer freundlichen klaren Art beförderte sie die Kommunikation zwischen Geistlichen in Russland.

In dem Artikel „Orthodoxe Kirchen“ in der Theologischen Realenzyklopädie hat sie ihre theologische Brillanz und ihre Kenntnis russischer und deutscher Belletristik unter Beweis gestellt. Sie war eine ausgezeichnete Kennerin der russischen, deutschen, französischen, englischen und der georgischen Literatur.

Zum Zeitpunkt ihres 80. Geburtstags zählte ihr Œvre 163 Schriften. Neben ihren publizierten Werken ist vor allem ihre Sprachbegabung besonders hervorzuheben. Zu Zeiten der Sowjetunion war diese eine Voraussetzung für die Verständigung, für das Hineinhören in die Worte der Menschen jenseits des Eisernen Vorhangs. Aufgrund dieser Sprachbegabung kam es oft vor, dass russischsprachige Teilnehmer Fairy um eine vertiefte Erläuterung baten, damit das Gespräch fortgesetzt werden konnte.

Fairy von Lilienfeld war auf ihre Art kompromisslos: So konnte man ihr nicht unterstellen, dass sie in irgendeiner Weise das kommunistische Ideal oder die sowjetische Religionspolitik gutheißen würde. Gleichzeitig nahm sie die Situation einer bedrängten und instrumentalisierten orthodoxen Kirche im Sozialismus ernst und verstand es, durch ihre kluge Art, durch Anspielungen und literarische Beispiele, die sie immer wieder vortrug, mit den jeweiligen Kirchenvertretern, die im Amt waren, ein ernstes und theologisch tiefgehendes Gespräch zu führen.

Fairy von Lilienfeld war methodisch ihrer Zeit voraus und der Überzeugung, dass in ökumenischen Dialogen zwischen den lutherischen Kirchen und der orthodoxen Kirche die historische Methodik viel stärker Beachtung finden müsse.

Sie war der Meinung, dass die Orthodoxie nicht durch Bücher zu vermitteln sei, sondern nur durch lebendige Anschauung sowie durch Begegnungen im orthodoxen Gottesdienst und mit orthodoxen Christen. Daher unternahm sie, teilweise sehr beschwerliche, Reisen zu den Klöstern in die Sowjetunion und nach Serbien, um ihren Studenten die Welt der Orthodoxie zu erschließen. Sie war eine überzeugte Brückenbauerin: Auf der einen Seite schätzte und verehrte sie die Orthodoxie in ihrem Gottesdienst und in ihrer theologischen Wissenschaft und Weisheit, auf der anderen Seite hat sie sich jedoch von der lutherischen Theologie nicht entfernt. Je tiefer sie sich mit der Orthodoxie beschäftigte, umso deutlicher erschloss sich ihr das Wittenberger Erbe – vor allem von Philipp Melanchthon.

Sie sah die orthodoxe Kirche, im Unterschied zu den abendländisch-westlichen Kirchen, als eine sehr stark vom Ersten Testament, vom Alten Testament, geprägte Kirche, die vor allem sehr viele judenchristliche Traditionen in ihrem eigenen Gottesdienst und in ihren eigenen Traditionen bewahrt hat, die wir in der westlichen Theologie teilweise längst verloren haben.

Fairy war in ihrem „dritten“ Leben eine Zeitzeugin des Kalten Krieges, da sie viele Vertreter der russisch-orthodoxen Kirche kannte und wusste, wie man sich in einer Gesellschaft unter totalitärer Herrschaft bewegen sollte. Gelernt hatte sie das in der Nazi-Zeit – sowohl in Deutschland als auch im besetzten Paris – und dann in der DDR.

Diese nicht aus Lehrbüchern zu erlernende Gabe, aufrecht und klar ins Gespräch zu treten, hat sie in ihrem späteren Leben im persönlichen Umfeld immer wieder aufgezeigt. Dazu zählte das sogenannte „Martyrium der Lüge“, das sie folgendermaßen beschrieb: „Kluge Menschen sagten bei uns in solchen Fällen, diese Hierarchen nehmen die schwerste Form des Martyriums auf sich, nämlich das Martyrium der Lüge“. Dieser Ausdruck war üblich unter den Freunden der orthodoxen Kirche in Zeiten des Kalten Krieges, wenn Hierarchen aus der Sowjetunion im Angesicht der Außenwelt bedingungslos die Politik ihrer Regierung verteidigten, während sie innerlich überhaupt nicht damit einstimmten. Den Unterschied zwischen der Sowjetunion und der DDR hat sie immer deutlich

Fairy von Lilienfeld zelebriert Gottesdienst in der Universitätsgemeinde, Altstadtkirche, Erlangen, o.J. / *© privat*

Fairy von Lilienfeld wird anlässlich ihres 80. Geburtstages der Orden des Patriarchen von Moskau und Ganz Russland Alexij II verliehen, Erlangen, 1997 / *© privat*

markiert. Sie meinte, dass sich die Christen, die in der DDR in den 1950er Jahren lebten und in die antikirchlichen Maßnahmen der SED gegen die Jungen Gemeinden hineingerieten, zwar daran nicht gewöhnen konnten, worin ein Unterschied zur Nazi-Zeit bestand. Unter Einhaltung von bestimmten Vorsichtsmaßnahmen konnte jedoch in der evangelischen Kirche frei gesprochen und gepredigt werden. Dies war in der Sowjetunion nie möglich. Fairy hat den Zwiespalt, in den die orthodoxen Hierarchen gerieten, gefühlt und im persönlichen Gespräch mit ihnen wahrgenommen. Dies hat ihre Wertschätzung seitens der Orthodoxen besonders sichtbar gefördert.

Fairy von Lilienfeld erhielt mehrere Ehrungen. 2002 wurde ihr das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. 1992 wurde sie zum Ordentlichen Mitglied der Accademia Scientiarum et Artium Europaea Salzburg ernannt. 1989 bekam sie die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Helsinki. Schon 1985 wurde sie Ehrenmitglied der Moskauer Geistlichen Akademie. Patriarch Alexij II. (Rüdiger oder Ridiger), der ja selber familiär deutsche Vorfahren hatte, schätzte sie außerordentlich. Sie war wahrscheinlich die einzige Person, mit der Alexij im Privaten auch Deutsch sprach.

Fairy von Lilienfeld hat eine ganze Generation von jungen Frauen und Männern im Bereich der Ökumene und des Dialoges zwischen lutherischen und orthodoxen Kirchen gefördert; auch ich gehöre dazu.

Fairy von Lilienfeld war eine außergewöhnliche Persönlichkeit. Sie hat, anders als spätere Persönlichkeiten, die das Thema der Frauenemanzipation stark politisierten, das Thema Frau in Leitungsposition nie öffentlich angesprochen, sondern es war für sie eine Selbstverständlichkeit, als Theologin und auch als Frau zu handeln.

Am Ende ihres Lebens konnte sie dann auch ihre deutsch-baltischen Beziehungen viel stärker pflegen, die ja in der DDR-Zeit nur heimlich gepflegt werden konnten. Ich hatte die Ehre und die Freude, sie als studentischer Chauffeur bei einigen Reisen zu begleiten, habe aus den Gesprächen mit ihr sehr viel lernen können.

Fairy von Lilienfeld beim Besuch im Spaso-Jakowlewski Dimitriew Kloster, Rostow Weliki / Russland, 1995. Rechts: Professor Dr. Karl Christian Felmy, ihr Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Geschichte und Theologie des Christlichen Ostens an der Universität Erlangen / © *privat*

Dr. Johann Schneider ist Regionalbischof des Bischofssprengels Magdeburg der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland.

Patricia Erkenberg _ Die Revolution des Ehelebens _ Beate Uhse

Beate Uhse gilt heute als eine der erfolgreichsten Unternehmerinnen der Bundesrepublik und als Pionierin der sexuellen Aufklärung der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Damit war sie bereits eine Pionierin in zweiter Generation, denn auch ihre Mutter Margarete Köstlin-Räntsch durchbrach die Konventionen, die für Frauen ihrer Zeit galten.

Mutter Margarete Köstlin-Räntsch

Geboren 1880 in Berlin besuchte Margarete Räntsch zunächst eine Schule für höhere Töchter, da öffentliche Gymnasien für Mädchen zu dieser Zeit noch nicht zugänglich waren. Sie absolvierte einen der privat organisierten Gymnasialkurse der Frauenrechtlerin Helene Lange und legte ihr Abitur als Externe am Königlichen Luisengymnasium in Berlin ab. Anschließend studierte sie in Freiburg, München, Berlin sowie Würzburg Humanmedizin. An der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg gehörte sie zu den ersten drei weiblichen Studentinnen überhaupt. Ein reguläres Studium war dort für sie aber auch erst möglich, nachdem sie sich zwei Semester als Gasthörerin eingeschrieben hatte. 1906 erhielt sie ihre Approbation. Ein Jahr später war sie die erste Frau an der Universität in Würzburg, deren Dissertation an der medizinischen Fakultät zugelassen wurde.

Nach dem Studium heiratete Margarete Räntsch den Landwirt Otto Köstlin, mit dem sie nach Quarnbek bei Kiel zog. Otto pachtete dort ein Gut, Margarete ließ sich als Ärztin nieder. Später war sie auch in der Kinderklinik in Kiel tätig und gehörte damit zu den ersten Ärztinnen in Deutschland überhaupt. Auch nach der Geburt ihrer ersten beiden Kinder Ulrich 1907 und Elisabeth 1909 blieb sie berufstätig, was ebenfalls einen Bruch mit den Konventionen ihrer Zeit darstellte.

Kindheit in Ostpreußen

1917, mitten im Ersten Weltkrieg, erwarb das Ehepaar Köstlin das Gut Wargenau[1] bei Cranz[2], wo 1919 die dritte Tochter Beate zur Welt kam. Mit dem Umzug nach Ostpreußen gab Margarete Köstlin-Räntsch ihre Berufstätigkeit auf, betreute aber sowohl ihre Familie als auch die Familien der Arbeiter auf ihrem Gut medizinisch.

Der Zeitpunkt des Umzugs 1917 ist insofern interessant, da Ostpreußen der einzige Teil des Deutschen Reichs war, der im Ersten Weltkrieg direkte Kriegshandlungen erlebte und von einer fremden Armee – in diesem Fall der russischen – besetzt wurde. Die Besetzung war zwar nur von kurzer Dauer, denn der Einmarsch erfolgte bereits kurz nach Kriegsbeginn 1914 und die letzten Kampfhandlungen in Ostpreußen endeten im März 1915. Dennoch gab es viele Zerstörungen und auch große Fluchtbewegungen. Bereits während des Krieges begann der Wiederaufbau der betroffenen Landschaften. Dafür wurden im ganzen Reich Spenden gesammelt, und vielen Menschen in Deutschland wurde diese östlichste Provinz ihres Landes erst dadurch vertrauter. Vielleicht gehörte auch das Ehepaar Köstlin zu denen, auf deren innerer Karte Ostpreußen erst in dieser Zeit auftauchte, und sie entschieden sich daher, das Gut in Wargenau zu kaufen. Von der russischen Besatzung zwei Jahre zuvor war es nicht betroffen gewesen.

So verbrachte Beate Köstlin ihre Kindheit und Jugend in Ostpreußen. Ihre Eltern gingen in ihrer Erziehung moderne Wege. Sie versuchten, allen ihren Kindern die gleichen Chancen und Möglichkeiten zu geben, unabhängig vom Geschlecht. Und sie klärten sie sexuell umfassend auf. Ihre Schulbildung absolvierte Beate im nahe gelegenen Cranz, wohin sie gern mit dem Pferd ritt. Cranz war das erste preußische Seebad, hatte in den 1930er Jahren rund 5000 Einwohner und in der

1 heute Malinowka (Gebiet Kaliningrad, Russland).
2 heute Selenogradsk (Gebiet Kaliningrad, Russland).

Kurverwaltung Cranz (Hg.): Werbeprospekt für Ostsee- und Moorbad Cranz, 1939

Beate Köstlin (1919 – 2001) als Schülerin in Ostpreußen, um 1929 / *Wikimedia Commons*

Badesaison dreimal so viele Touristen. Durch die gute Zuganbindung galt der Ort auch als „Badewanne Königsbergs“. Neben der Schule in Cranz besuchte Beate auch reformpädagogische Schulen, zunächst auf der Nordseeinsel Juist und später die Odenwaldschule.

Pionierin in der Luft

Auf dem elterlichen Gut in Wargenau kam Beate Köstlin erstmalig mit der Fliegerei in Kontakt. Ihr Vater hatte dort ein Feld als Landebahn für Rundflüge freigegeben. Er war es auch, der ihre für eine junge Frau in dieser Zeit ungewöhnlichen Ambitionen unterstützte. Otto Köstlin verschaffte seiner Tochter einen Platz in einer Berliner Flugschule, wo sie 1937 die einzige Frau unter 60 Flugschülern war. Dort machte sie nicht nur ihren Flugschein, sondern verliebte sich auch in ihren Fluglehrer, den sie 1939 in einer schnellen Hochzeit vor seinem Kriegseinsatz ehelichte und der ihrem späteren Unternehmen den Namen verlieh: Hans-Jürgen Uhse.

Es war generell eine Pionierzeit – in der Fliegerei wie in der Beteiligung von Frauen daran. 1911 hatte Amelie Beese (genannt Melli, geb. 1886 in Laubegast bei Dresden, gest. 1925 in Berlin) als erste Frau in Deutschland erfolgreich eine Pilotenprüfung abgelegt. Elly Beinhorn (geb. 1907 in Hannover, gest. 2007 in Ottobrunn) erlangte in den 1930er Jahren durch einige spektakuläre Flüge Bekanntheit, unter anderem durch eine Weltumrundung. Die Schlesierin Hanna Reitsch (geb. 1912 in Hirschberg[3], gest. 1979 in Frankfurt am Main) wurde 1937 – als Beate Köstlin gerade das Fliegen lernte – erste weibliche Flugkapitänin in Deutschland. Melitta Schiller (geb. 1903 in Krotoschin[4] in der Provinz Posen[5], gest. 1945 bei Straßkirchen), die später Alexander Graf Schenk von Stauffenberg heiratete, wurde im selben Jahr ebenfalls zur Flugkapitänin ernannt. Beate Uhse begann nach ihrer Ausbildung bei einem Flugzeugbauer zu arbeiten und für ihn Überführungsflüge durchzuführen. Über diese Firma kam sie zudem zum Film, indem sie als Stuntfrau die Flugzeuge flog, während die Schauspieler im zweiten Sitz saßen. Sie gilt sogar als eine der ersten Stuntfliegerinnen.

All die genannten Frauen inklusive Beate liebten das Fliegen, und sie alle mussten sich während des Zweiten Weltkriegs entscheiden, ob sie ihre Fähigkeiten für die Luftwaffe einsetzen sollten. Denn obwohl dies nicht dem NS-Frauenbild entsprach, erhielten sie die Möglichkeit dazu. Viele der bekannten Pilotinnen entschieden sich dafür, aus Liebe zum Fliegen, aber sicher auch aus ideologischen Gründen. Beate Uhse wurde genau wie Hanna Reitsch zum Hauptmann der Luftwaffe und war für ein Überführungsgeschwader tätig, das heißt sie flog Flugzeuge zu ihrem Einsatzort an der Front.

3 poln. Jelenia Góra (heute Polen).
4 poln. Krotoszyn (heute Polen).
5 poln. Poznań (heute Polen).

Beate Köstlin (1919 – 2001) vor einem Bücker Bü 131 Doppeldecker, einem von drei sehr erfolgreichen Flugzeugmodellen des Unternehmens, 1937 / *Fotograf: Hans-Jürgen Uhse, Wikimedia Commons*

Selbst nach der Geburt ihres Sohnes Klaus 1943 und nach dem Tod ihres Mannes 1944, der ebenfalls für die Luftwaffe tätig war, flog sie weiter.

Laut ihrer Biografin Katrin Rönicke hinterfragte sie ihre Rolle in der NS-Zeit und ihre Tätigkeit für das NS-Regime kaum. Sie betonte in der Nachkriegszeit, kein Mitglied der NSDAP gewesen zu sein, und gab sich generell unpolitisch. Dennoch muss man neben ihrem Einsatz für die Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg auch ihre Mitwirkung als Stuntfliegerin in NS-Propagandafilmen in den Blick nehmen. Unter anderem war sie am Film „Achtung! Feind hört mit!“ (1940) mit René Deltgen beteiligt und schrieb noch in ihrer Autobiografie von 2001 sehr positiv über diese Erfahrung.

Flucht

Am Ende des Zweiten Weltkrieges befand sich Beate Uhse in Berlin. Am 22. April 1945 gelang es ihr, mit ihrem Sohn und dem Kindermädchen mit einem Flugzeug aus Berlin zu fliehen. Sie kamen zunächst nach Barth und flohen von da aus weiter nach Flensburg. Dort kam Beate Uhse für einige Wochen in britische Kriegsgefangenschaft. Nach der Entlassung war ihr das Fliegen wie den meisten Deutschen zunächst verboten.

Ihre Eltern waren auf ihrem Gut in Wargenau in Ostpreußen geblieben. Den Vormarsch der Roten Armee in Ostpreußen überlebten beide nicht. Beate Uhse erfuhr erst sehr viel später vom Tod ihrer Eltern. Ob sie bewusst auf ihrem Gut geblieben waren oder ob sie nicht rechtzeitig fliehen konnten, ist nicht bekannt.

Beate Uhse (vorne) mit Verkäuferinnen im Laden, Selbstbedienungs-Sexshop von Beate Uhse in der Kalverstraat in Amsterdam, 6. April 1971 / *Wikimedia Commons*

Erfolg als Unternehmerin

Da sie nicht mehr als Pilotin ihr Geld verdienen konnte, suchte Beate Uhse wie viele Deutsche in der Nachkriegszeit nach neuen Verdienstmöglichkeiten. Dazu gehörten in ihrem Fall Schwarzmarkt- und Haustürgeschäfte. Dabei wurde ihr bewusst, dass vor allem viele Frauen in dieser Zeit nach einer Möglichkeit zur Verhütung suchten. Eine Schwangerschaft war gerade in der entbehrungsreichen Nachkriegszeit, in der es oft schon schwer war, die vorhandenen Familienmitglieder zu ernähren, für viele eine Katastrophe. Beate Uhse war von ihrer Mutter umfassend aufgeklärt worden und kannte die sogenannte Knaus-Ogino-Verhütungsmethode (auch als Kalendermethode bekannt). Ihr Wissen fasste sie in der „Schrift X“ zusammen und verkaufte diese für 2 Reichsmark das Stück.

Der Verkauf der „Schrift X“ verhalf vielen Frauen und Männern dazu, in einer schwierigen materiellen Zeit verhüten zu können. Und er verhalf Beate Uhse zu einem wirtschaftlichen Erfolg. Was auch immer ihre Motivation, sei es materiell oder ideologisch, dafür war – sie revolutionierte damit das Eheleben der Deutschen und gilt bis heute als eine große Aufklärerin. 1947 verkaufte sie bereits 32.000 Exemplare der Aufklärungsschrift. Ihr späterer Ehemann Ernst-Walter Rotermund, den sie 1949 heiratete, brachte seine Expertise im Versandhandel in das „Versandhaus Beate Uhse“ ein, das 1951 gegründet wurde und neben Büchern zum Thema „Ehehygiene“ unter anderem auch Kondome der Marke „Fromms“ vertrieb. Der Chemiker Julius Fromm (geb. 1883 in Konin bei Posen, gest. 1945 in London) hatte 1916 das erste Markenkondom ohne Naht auf den Markt gebracht. Der wirtschaftliche Erfolg von „Beate Uhse“ stellte sich schnell ein. 1962 hatte die Firma bereits 200 Angestellte und 1,5 Millionen Kunden.

Das Alleinstellungsmerkmal gegenüber anderen ähnlichen Versandhändlern lag in der Person von Beate Rotermund. Sie war die einzige Frau in diesem Geschäft und sprach besonders weibliche Kundinnen an, deren Perspektive sie einnahm. Sie nun auch noch als bedeutende Feministin der Nachkriegszeit zu bezeichnen, geht vermutlich zu weit. Doch gerade im Vergleich zur späteren Entwicklung, die die Erotikbranche und auch das Unternehmen Uhse nahmen, standen in diesen ersten Jahren die Frau und ihre Bedürfnisse und auch die Aufklärung darüber im Mittelpunkt des Unternehmens.

Dass sie als Frau in diesem Geschäft tätig und erfolgreich war, wurde ihr aber auch besonders übelgenommen. Sie selbst und ihr Unternehmen wurden immer wieder u.a. wegen Unzüchtigkeit verklagt. Viele der Prozesse wurden jedoch eingestellt oder endeten im Freispruch.

Beate Uhse verstand sich nicht nur in der Aufklärungsarbeit und im Betreiben des Versandhandels, sie war vor allem auch eine Meisterin der PR. Sie nutzte ihre eigene Biografie zur Bewerbung des Unternehmens, das bis heute ihren Namen trägt. Die Firma und die Unternehmerin waren daher sehr eng miteinander verbunden – im Positiven wie im Negativen. Ihr Bild in der Öffentlichkeit wusste sie laut Rönicke gut zu kuratieren.

Übergabe an die nächste Generation und Lebensende

Beate Uhse führte ihr Erotikunternehmen als Familienbetrieb. Neben ihrem Ehemann, von dem sie 1972 geschieden wurde, übernahmen auch ihre Söhne früh Rollen in der Firma. 1981 wurde das Unternehmen geteilt – Beate Rotermund behielt mit ihrem jüngsten Sohn Ulrich Rotermund „Beate Uhse“, die Brüder Klaus Uhse und Dirk Rotermund gliederten den Versandhandel unter dem Namen „Orion“ aus.

1975 war in Deutschland Pornografie legalisiert worden. Vor allem Ulrich Rotermund sprang auf diesen Zug auf und „ritt die Pornowelle“ wie Rönicke schreibt. Standen in der Anfangszeit Kundinnen im Vordergrund, so wurden jetzt Männer zur Hauptzielgruppe des Unternehmens. Frauen wurden mehr und mehr zu Darstellerinnen und Objekten. Für diese Förderung der Pornografie in Deutschland erntete Beate Uhse einige Auszeichnungen der Pornofilmbranche wie die „Ehrenvenus“ – und viel Kritik vor allem aus feministischen Kreisen.

1992 zog sich Beate Rotermund aus der Geschäftsführung ihres Unternehmens zurück, wobei sie wohl schon vorher viel Verantwortung an ihren Sohn abgegeben hatte. Im gleichen Jahr besuchte sie noch einmal das elterliche Gut in Ostpreußen. Sie fand nur Ruinen des einstigen Familienanwesens vor. Für Beate Rotermund stellte dieser Besuch eine Art Schlussstrich unter die Vergangenheit dar – nach Ostpreußen fuhr sie nie wieder. 2001 starb sie unerwartet in der Schweiz.

Literatur: Rönicke, K.: Beate Uhse: ein Leben gegen Tabus (2019); Uhse, B. (mit U. Pramann): Ich will Freiheit für die Liebe – Beate Uhse. Die Autobiographie (2001).

Beate Uhse ist eine der Persönlichkeiten, die im Rahmen der HDO-Ausstellung „Who is Who der Deutschen aus dem östlichen Europa“ vorgestellt werden.

Thema _
Aktuelle Positionen

Christa Wandschneider

Frauenarbeit im Verband der Siebenbürger Sachsen

Lore Connerth-Seraphin /
© privat

Aus den sich ergebenden Notwendigkeiten in den Jahren seit Gründung der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen im Juni 1949 in München bildeten sich erste Strukturen und Arbeitskreise mit Bezug zu Siebenbürgen. Unter diesen Arbeitskreisen entstand auch ein erster Frauenkreis, in dem sich Frauen ehrenamtlich aktiv für die siebenbürgische Gemeinschaft einbrachten.

Eine Pionierin der ersten Stunde war Lore Connerth-Seraphin (1890 – 1983), welche von 1953 bis 1961 in München lebte. Im Rahmen ihrer landsmannschaftlichen Tätigkeit übernahm sie vorerst die Redaktion der Frauenseite in der Siebenbürgischen Zeitung und versuchte, hiermit das Interesse der Frauen am siebenbürgisch-sächsischen Zusammenhalt zu wecken. Unter anderem veranstaltete sie beim Heimattag der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl ab 1952 über mehrere Jahre Volkskunstausstellungen. Somit knüpfte sie erste Frauennetzwerke, aus denen im Laufe der Jahre Strukturen entstanden, die bis heute ihre Gültigkeit haben. Ihrem Vorbild folgten im Laufe der Jahre mehrere Frauenpersönlichkeiten, die die Frauenarbeit weiter aufbauten.

Auf Bundes- und Landesebene entwickelten sich Frauenreferate, die bis in die kleinsten Kreisgruppen verschiedene Aufgaben wahrnahmen. In den 1960er bis 1980er Jahre lag der Fokus der Frauenarbeit auf Hilfestellung und Identitätsfindung bei den Siebenbürgern, die als Aussiedler in die Bundesrepublik kamen. In den nächsten Jahren veränderte sich der Schwerpunkt fortwährend. Nach dem politischen Umbruch in Rumänien in den frühen 1990er Jahren ergaben sich konkrete Hilfsanforderungen, wie zum Beispiel Paketsendungen mit Sachgütern, Medikamenten u.a. nach Siebenbürgen zur Unterstützung der hilfsbedürftigen siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung. Diese Hilfsleistungen wurden gemeinsam mit dem Sozialwerk der Siebenbürger Sachsen gestemmt. Die genannten Jahre waren mit Abstand die herausforderndsten in der Betreuung der in der Bundesrepublik ankommenden Landsleute. Mit der Zeit verlagerte sich die ehrenamtliche Tätigkeit der Frauen in Richtung Bildung von Netzwerken, gegenseitigem Austausch in den bestehenden Kreisgruppen, Angeboten zur weiteren Entwicklung der Frauenarbeit durch Tagungen, Seminaren, kulturellen Zusammenkünften etc. und Ideenfindung zur Optimierung der Abläufe in den geschaffenen Strukturen. Durch Überschneidung und Zusammenarbeit mit den unterschiedlichen Kreisen, in denen Frauen tätig waren, fanden sich immer wieder Schnittmengen, so dass einige Veranstaltungen gemeinsam, referatsübergreifend durchgeführt werden konnten.

Im Allgemeinen wurde auf Landes- und Kreisgruppenebene ein besonderer Schwerpunkt auf gesellschaftspolitische und soziale Themen gelegt. Unter Berücksichtigung der gewünschten und vorgegebenen Thematik fand die Frauenarbeit

Neujahrsempfang des Bayerischen Ministerpräsidenten in der Münchner Residenz. v. l.n.r.: Christa Wandschneider, Karin Baumüller-Söder, Ministerpräsident Dr. Markus Söder und Herta Daniel, Januar 2024 / *© privat*

Frauenseminar des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland / Landesgruppe Bayern, 1. Reihe, 1. v.r. Christa Wandschneider, München, 30. September 2023 / *© privat*

finanzielle und organisatorische Unterstützung durch den eigenen Verband der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V. sowie durch das Bayerische Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales über das Haus des Deutschen Ostens und das Kulturwerk der Siebenbürger Sachsen e.V. Viele Veranstaltungen konnten dank Förderung durch das BMI in enger Kooperation mit der Bildungs- und Begegnungsstätte „Der Heiligenhof“ in Bad Kissingen organisiert und durchgeführt werden. Gemeinsam erarbeitete Themen waren zum Beispiel „Blickwechsel: Frauen und Zivilgesellschaft in Ost und West“, „Verlust – Erinnerung – Identität – Glaube“, „Die Reformation – ihre Ideen auch heute“, „Nachbarschaft in Europa – zur Rolle von nationalen Minderheiten im östlichen Europa“, „Schätze heben. Miteinander wachsen, Gemeinschaft gewinnen, Solidarität in der Nachbarschaft“, „Herausforderung der Pflegebedürftigkeit im Alter“, „FrauenVorbilder“, um nur einige zu nennen.

Ein besonderes Augenmerk wird auch heute noch auf den engen Austausch mit engagierten Frauengruppen aus dem Ursprungsland in Siebenbürgen, wie z. B. „Evangelische Frauenarbeit in Siebenbürgen“ gelegt. Kompetente Referentinnen und interessante Frauenpersönlichkeiten aus Ost und West werden für Lesungen, Vorträge, Buchvorstellungen, Filmvorführungen, Workshops und Sachreferate eingeladen. Der gegenseitige Austausch inspiriert, vernetzt und schafft langdauernde Frauenfreundschaften.

Auch auf Kreisgruppenebene hat sich die ehrenamtliche Tätigkeit der Frauen verlagert. Wurden früher karitative Hilfsangebote erbracht, so werden aktuell eher kulturelle Schwerpunkte gesetzt. Im Laufe der Jahre entstanden im Rahmen des Frauenreferates Untergruppen wie Handarbeitskreise, Seniorenkreise, Frauenstammtische, Musikgruppen etc., die auch heute Bestand haben.

Ein Fokus der ehrenamtlichen Tätigkeit der Frauen liegt nach wie vor auf der Brauchtumspflege, Trachtenpflege und Erhaltung von Traditionen. Dieses belegt unter anderem das eindrucksvolle Bild beim Heimattag der Siebenbürger Sachsen in Dinkelsbühl, wo die Vielfalt der Trachten aus verschiedenen Heimatorten und Gruppen bewundert werden kann.

Eine tragende Rolle spielen die Frauen auch bei der Heranführung an die siebenbürgisch-sächsischen Werte und Traditionen in der Kinder- und Jugendförderung durch das Kinderreferat. Je früher Kinder und Jugendliche an die Werte und Traditionen der siebenbürgischen Gesellschaft herangeführt werden, desto prägender wirken diese bei ihrer weiteren Entwicklung. Die spielerisch vermittelten Werte tragen Früchte, die sich in der Jugendarbeit der Siebenbürgisch Sächsischen Jugend (SJD) niederschlagen.

*Christa Wandschneider_*
Frauenarbeit im Verband der Siebenbürger Sachsen

Trachtenumzug, Heimattag der Siebenbürger Sachsen, Dinkelsbühl, 2015 / *© Josef Balazs*

Referatsübergreifend sind Frauen in allen Bereichen tätig, oftmals auch in herausragenden Positionen. Ein gutes Beispiel ist Herta Daniel, die ehemalige Präsidentin der Föderation der Siebenbürger Sachsen und Bundesvorsitzende des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V. Im Bundesvorstand finden sich weitere Frauen als stellvertretende Vorsitzende.

Das Bundesfrauenreferat im Verband der Siebenbürger Sachsen hat seit vielen Jahren zwei Stimmen im Deutschen Frauenrat e.V. Berlin. Der Deutsche Frauenrat ist die Vereinigung von über 60 bundesweit aktiven Frauenverbänden und -gruppen gemischter Organisationen. Seine Stärke bezieht er aus der Vielfalt der Mitgliedsverbände in seinen Reihen, die immer noch wachsen und das ganze Spektrum des demokratischen, frauenpolitischen Interesses und Engagements widerspiegeln. Hier treffen unterschiedliche Kompetenzen und Anliegen aufeinander. Als Dachverband trägt der DF wesentlich dazu bei, gemeinsame Positionen und konkrete Forderungen zu entwickeln. 2023 vertraten Christa Wandschneider, Bundesfrauenreferentin, und Karin Roth, Landesfrauenreferentin des Landes Nordrhein-Westfalen, die Siebenbürger Sachsen beim Deutschen Frauenrat (DF) mit dem Motto: „Mehr Gleichstellung wagen“. Sie erneuerten ihren bereits 2021 eingereichten Sachantrag „Diskriminierung von Aussiedlerfrauen bei Kindererziehung beseitigen!“, der in besonderer Weise auf die Ungleichbehandlung bei der Erziehung im Personenkreis der Aussiedlerinnen und Spätaussiedlerinnen nach dem Bundesvertriebenengesetz im Rentenrecht hinweist.

Eine besondere Würdigung fand die Tätigkeit der Frauen im Deutschen Frauenrat beim Empfang des Bundespräsidenten Frank Walter Steinmeier am 6. März 2020 anlässlich des Internationalen Frauentags, der in seiner Rede das langjährige Engagement des DF für Frauenrechte betonte.

*Christa Wandschneider_*

Frauenarbeit im Verband der Siebenbürger Sachsen

Die ehrenamtliche Tätigkeit der Frauen im Verband der Siebenbürger Sachsen verdient höchste Anerkennung und Wertschätzung. Ihr Engagement ist seit jeher ein wichtiger Baustein für positive Veränderungen und Identitätsbildung. Durch ihre Arbeit schaffen Frauen Räume, in denen sie sich austauschen, gegenseitig unterstützen und Hilfe anbieten können und lassen somit ein Gefühl der Gemeinschaft entstehen. Sie helfen, Fähigkeiten zu stärken und Selbstvertrauen aufzubauen, was für viele Frauen einen bedeutenden Unterschied in ihrem Leben machen kann.

Christa Wandschneider ist stellvertretende Vorsitzende des Vereins der Förderer des Hauses des Deutschen Ostens e.V. Sie engagiert sich seit Jahrzehnten in der Frauenarbeit des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland e.V.

Empfang des Bundespräsidenten für den Deutschen Frauenrat. v. l.n.r.: Herta Daniel, Bundespräsident Frank Walter Steinmeier und Christa Wandschneider / *© privat*

Siebenbürgisch-sächsische Trachtenträger bei Seminar „Was uns anzieht: Trachten der Deutschen aus dem östlichen Europa“, 2. Reihe, 6 v.r. Christa Wandschneider, Bildungszentrum Kloster Banz der Hanns-Seidel-Stiftung, Bad Staffelstein, 12. April 2023 / *© privat*

Christa Wandschneider war Gast beim Erzählcafé im Rahmen des Begleitprogramms der Ausstellung „Ungehört - die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration“ des HDO am 12. April 2024

Abb. 1:
Rosina Reim in der Wischauer Festtracht der verheirateten Frau /
© Annette Hempfling

Lilia Antipow —

Die Wischauer Festtracht zwischen Ordnung und Chaos

Das Ausstellungs- und Buchprojekt „Tracht(en)Kunst. Foto-Diptychon-Montagen zur Wischauer Festtagstracht“, das 2022 – 2024 umgesetzt wurde, knüpft an die Tradition der ästhetischen Auseinandersetzung mit der Tracht an, die bereits Ende des 18./Anfang des 19. Jahrhunderts ihren Anfang nahm.[1] Annette Hempflings Fotografien der Wischauer Tracht, die im Mittelpunkt dieses Projekt stehen, sind keine dokumentarischen Aufnahmen, sondern künstlerische Interpretationen. Sie nutzt die Fotografie als Medium, um die Schönheit, Vielschichtigkeit und Komplexität der Tracht zu erfassen.

1 Kuratorinnen des Projekts waren Dr. Lilia Antipow (Leiterin der Öffentlichkeits-, Medien- und Pressearbeit sowie der Bibliothek im Haus des Deutschen Ostens München) und Christina Meinusch M.A. (Heimatpflegerin der Sudetendeutschen). Ihre wichtigsten Impulsgeber und Unterstützer waren die Gemeinschaft Wischauer Sprachinsel e.V. (Aalen-Fachsenfeld), deren Ehrenvorsitze Rosina Reim und Vorsitzende Monika Reim-Ofner sowie Mitglieder Christine Legner und Gernot Ofner.

Die Wischauer Tracht als „Ordnung“

Die Wischauer Tracht ist ein eindrucksvolles Beispiel für die reiche textile Kultur der Deutschen in Mähren (heute Tschechien). Einerseits. Gleichzeitig erzählt sie Geschichten von Gemeinschaft, Tradition und Identität. Als „Gemeinschaftskleid“ verkörpert sie eine gesellschaftliche und kulturelle Struktur, eine „Ordnung“, die durch Traditionen, Normen und Regeln der „Wischauer Sprachinsel“ geprägt ist; sie steht gleichsam für ein gebanntes soziales und kulturelles „Chaos“.

Schon die Verwendung der Festtracht war und ist ritualisiert: Sie wurde und wird in festgelegtem Rahmen, zu speziellen Anlässen (wie Festen oder Feierlichkeiten) getragen und folgt bestimmten formalen und stilistischen Vorgaben, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden. Diese Ordnung schafft unter den Wischauern ein Gefühl der Zugehörigkeit und „stiftet“ die Wischauer Gemeinschaft, da sie die Menschen in ihrer ethnischen und regionalen Identität nach außen wie innen vereint und ein gemeinsames kulturelles Erbe sichtbar macht. Was als „Tracht“ in diesem Sinne gilt, ist das Ergebnis eines kulturellen Aushandlungsprozesses innerhalb der Wischauer Gemeinschaft.

Ihre Funktion eines Kommunikationsmittels ist dabei an die Voraussetzung geknüpft, dass die Mitglieder der Gemeinschaft, die diese Tracht trägt, den ihr innewohnenden kulturellen Code verstehen. Fehlt dieses Verständnis, hat die Tracht ihre kommunikative Funktion verloren.

Als Gemeinschaftskleid wurde die Wischauer Tracht zum Instrument zur Etablierung von ethnischen beziehungsweise nationalen Werten. Die Ethnisierung der Wischauer Tracht verstärkte sich im 20. Jahrhundert und erreichte unter der Herrschaft des Nationalsozialismus ihren Höhepunkt. Die Wischauer Tracht sollte zu einer Art ethnisch markiertem „Gesinnungskleid“ werden. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges: Die Tracht stand jetzt für die Wischauer als „Heimatgemeinschaft“ und ihre Verbindung zur verlorenen Heimat in Mähren.

Die Wischauer Festtracht hat ihre eigenen, charakteristischen Farben, Stick- und Schnittmuster und Materialien. Sie sind nicht nur dekorative Elemente, sondern zugleich ein faszinierendes Spiegelbild der Geschlechter-, Familien- und Altersordnung. Daraus ist beispielsweise das Alter der Frau oder ihr Familienstand ablesbar. Die Farbpalette der Wischauer Festtracht reicht von kräftigen, lebhaften Tönen bei jungen Frauen bis hin zu gedeckten und dunklen Farben bei älteren Frauen. Mädchen und verheiratete Frauen konnte man an ihrem Kopfputz unterscheiden. Bei Festanlässen legten Mädchen „Börtel“ mit Glasperlen sowie ein „Flitterkranzl“ an, verheiratete Frauen eine bestickte Haube mit Bändern und darüber einen Schleier oder das Haubentuch. Die Schnitte und Silhouetten betonten das Körpervolumen der Trägerin, da die Bäuerin vor allem für die reproduktive Mutterfunktion in der traditionellen Gemeinschaft stand. Weder schmeichelten sie den Körperformen der Frauen noch ermöglichten sie Bewegungsfreiheit.

Die Wischauer Tracht ist geprägt von aufwendigen Stickereien, die nicht nur ästhetische, sondern auch symbolische Funktionen erfüllen. Bei der Gestaltung der Stickereien war mit besonderer Sorgfalt vorzugehen. Dabei ist zu fragen, inwiefern eine Funktion der Stickerei, die in früheren Kulturen und Gemeinschaften häufig vorkam, hier unbewusst weiter mitschwang: In mythischen Weltordnungen vorneuzeitlicher Gemeinschaften hatten die Stickereien eine rituelle magische Funktion: Sie dienten als Schutz gegen Krankheiten und gegen andere Gefahren („böser Blick"). In den Stickfarben und -mustern spiegelten sich die mythische Ontologie, die Götter, und die Zeit- und Naturvorstellungen einer Gemeinschaft. Die „Ordnung" der Stickerei korrespondierte dabei mit der Ordnung und Harmonie der Welt, an ihre Formsprache, an Stickfarben und -muster waren magische und ontologische Funktionen geknüpft. Sie erhielten somit eine symbolische Bedeutung. Die Bildsprache der Stickerei, ihre Motive und Farben mussten sich an der Natur orientieren. Eine bedeutende Schutzfunktion kam dem Kreuzstich zu, mit dem insbesondere die rituelle Kleidung, deren Hals-, Arm- und Rocksaum verziert wurden. Das Sticken des Kreuzstichs musste in einer bestimmten Folge geschehen, nur dann konnte er als Symbol der inneren Familieneinheit gelten. Wurden diese Stickregeln nicht eingehalten oder vom Muster abgewichen, so verlor die Stickerei ihre magische Wirkung. Bis heute lebt die magische Funktion der Stickerei unter anderem in Gewändern der katholischen Priester fort.

Wie in vielen anderen bäuerlichen Kulturen so dürfte auch in der Wischauer Sprachinsel die symbolische Bildsprache und Ikonografie der Stickerei, ihre magische Funktion spätestens im 20. Jahrhundert verloren gegangen sein. Im Gegenzug setzten sich seit dem 18. Jahrhundert die europäischen Stickmoden durch. Stickmusterbücher überfluteten den europäischen Binnenmarkt und wurden über regionale, staatliche und ethnische Grenzen hinweg rezipiert. Auch in der Sprachinsel fanden sie Verbreitung. Spätestens dann trat an Stelle der magischen Funktion der Stickerei ihre dekorative Funktion.

Abb. 2:
Stickmuster der Wischauer Frauentracht, Außenseite /
© Annette Hempfling

Abb. 3:
Stickmuster der Wischauer Frauentracht, Innenseite /
© Annette Hempfling

Zwischen „Individualisierung“ und „Chaos“

Die Wischauer Festtracht war kein statisches kulturelles Symbol, sondern auch ein dynamisches Medium für persönlichen Ausdruck. So bot die traditionelle Stickmusterordnung der Wischauer Festtracht Raum für individuelle Interpretation und kreative Freiheit. Aus den vorhandenen „Stickmuster-Sets“ konnte die Trachtenträgerin je nach persönlichen Vorlieben und emotionalen Befindlichkeiten ihre eigene Kombination von floralen, geometrischen und folkloristischen Motiven auswählen und auf diese Art und Weise dem Gesamtbild einen individuellen Zug verleihen, ihre ästhetischen Vorlieben und ihre Persönlichkeit zum Ausdruck bringen.

Diese Individualisierung konnte solange nicht als „Chaos“ bewertet werden, bis sie die Grenzen dessen verwischte, was die Gemeinschaft der „Wischauer Sprachinsel“ als „echte“ Wischauer Festtracht ansah. Bis zu dieser Grenze war auch eine kulturelle Hybridisierung zu tolerieren, etwa wenn die Muster der Wischauer Festtracht mit Trachtenmustern aus Kulturen der slavischen Nachbarvölker vermischt wurden.

Während die Außenseite der Festtracht durch Ordnung und Tradition, durch klare Linien, festgelegte Muster und Normen geprägt ist **(Abb. 1),** offenbart die Innenseite eine komplexere Realität jenseits gesellschaftlicher Regeln und kultureller Normen. Sie ist geprägt von Anpassung und Vielfalt und spiegelt die chaotische Dimension der kulturellen Identität und des individuellen Ausdrucks wider. Selbst wenn sie ebenfalls geometrischen Regeln und „Ordnungen“ folgt, stellt sich die Innenseite in ihrem Verhältnis zur Außenseite als „Chaos“ dar **(Abb. 2 und 3).**

Die Innenseite der Wischauer Festtracht besteht aus einer Vielzahl von Materialien, die nicht nur funktionalen, sondern auch – so auch hinsichtlich der Außenseite – ästhetischen Zwecken dienen. Zu diesen Materialien gehören beispielsweise die Futterstoffe. Ihre Vielfalt kann von traditionellen Stoffen wie Baumwolle oder Leinen bis hin zu Karton und Zeitungspapierstreifen reichen. Durch die Kombination der unterschiedlichen Stoffe werden eine Vielzahl von Texturen und Farben miteinander vereint und die strengen „Ordnungen“ und Regeln der Außenseite der Festtracht zur Disposition gestellt. Die Innenseite der Tracht spiegelt außerdem die praktischen Herausforderungen wider, die mit ihrem Tragen und der Pflege der Trachten verbunden sind. Die Anpassungen und Reparaturen der Trachten hinterlassen Spuren auf der Innenseite der Tracht.

Die Innenseite der Festtracht das ist auch die Innenseite der Stickerei, die auf der Außenseite zu sehen ist. Die traditionelle bäuerliche Kultur versuchte, ihren Ordnungs- und Strukturierungsanspruch darauf ebenfalls zu erweitern. Wie die Außenseite der Stickerei war die Innenseite – für die Wischauer Festtracht wäre dies aber erst noch zu überprüfen –

Abb. 4:
Unterrock (Detail) /
© Annette Hempfling

Abb. 5:
Aufgelöstes Schessal /
© Annette Hempfling

Abb. 6:
Riechn (Gürtel) der Füerstig (Schürzen), Rückseite /
© Annette Hempfling

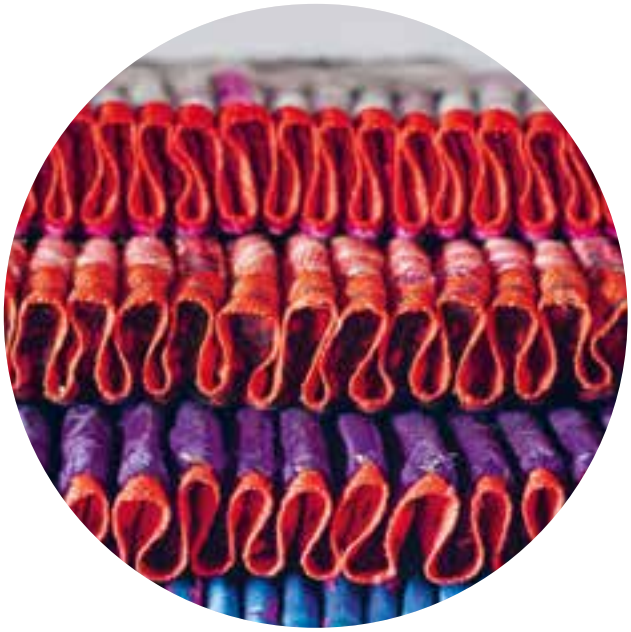
mit magischer Bedeutung und Funktion belegt. Dabei ging es, wie wir von Belegen andernorts wissen, nicht nur um allgemeine Regeln wie die „Sauberkeit“ und die Einheitlichkeit der Stiche. Insbesondere beim Kreuzstich, einem Stickverfahren für die rituelle Kleidung, musste die Innenseite einem hohen Perfektionsanspruch genügen. Das Kreuz auf der Innenseite durfte durch einen Faden nicht „durchgestrichen“ werden. Knoten, Fäden und ihre Enden mussten unter den Stichen und Mustern versteckt werden. Denn ein Wirrwarr aus Fäden und Enden konnte den Zorn der Götter erwecken, die dann der schlechten Stickerin und ihrem Haus aus Rache den Schutz vor dem Bösen entzogen. Die harmonische Weltordnung wäre somit zerstört.

Die Innenseite der Stickerei gehörte außerdem zum sozialen Kapital einer Wischauerin: Wie die Außenseite der Stickerei musste deshalb ihre Innenseite perfekt sein. Danach urteilte man über den Charakter eines Mädchens und ihr handwerkliches Können.

Die Kleidungsfotografie und die Innenseite der Kleidung

Annette Hempflings Fotografien bieten einen einzigartigen Rahmen, um die Wischauer Festtracht als ästhetisches Objekt zu betrachten. Die Fotografin setzt ihre Schwerpunkte sehr eigenwillig: Unbewusst werden zugleich mehrere ästhetische Systeme zu ihrem Vorbild: jene der abstrakten Kunst und jene der Außen- wie der Innenseite der Wischauer Tracht. Sie nutzt

Abb. 7:
Schessal /
© Annette Hempfling



diese Formpotentiale für die ästhetische Transformation, für die Überschreitung der bisherigen Grenzen in der Auseinandersetzung mit der Wischauer Tracht. Annette Hempfling integriert Formen, Motive und Techniken dieser Tracht in ihre Fotografien. Dabei fängt sie „Ordnung“ und „Chaos“ als Formprinzip der Außen- und Innenseite dieser im Allgemeinen und ihrer Stickereien im Besonderen ein. Sie integriert sie als ästhetische Räume, die in vielfacher Hinsicht einen Normbruch darstellen.

Dabei vollzieht sich eine ästhetische Neudefinition der Festtracht, ihrer Elemente und Formen. Wie in der abstrakten Kunst wird die traditionelle Ordnung – im Falle der Tracht und ihrer Gegenständlichkeit – aufgelöst. Anstelle einer Trachtenträgerin in der kompletten Tracht ist sie in der Halbnahen oder Nahen der Frontal-, Profil-, Halbprofil- und Rückenansicht zu sehen. Auf anderen Aufnahmen

Abb. 8:
Kreisl triff auf Bodgan /
© Annette Hempfling

wird das Modell beim Anlegen der Tracht fotografiert und trägt nur Teile der Tracht. Anstelle des Ganzen geraten Teile und „Bruchstücke“ der Tracht in den Mittelpunkt des fotografischen Diskurses. Hempfling macht Großaufnahmen von Einzelteilen der Festtracht wie dem *Schuaz* (Rock) und dem Unterrock **(Abb. 4),** zoomt an ihre Ausschnitte wie Hals- oder Brustpartien des *Jankerls* (Jäckchen) und des *Kreisls* (Spitzenkragen), die Schulterpartien des *Miaderls* (Ärmelhemdchen) und des Jankerls, die Knöpfe und die Stickereien heran. Dabei findet eine Autonomisierung der Teile und Elemente der Wischauer Festtracht statt. Hempflings Bilder halten einfache – in Einzelfällen gar minimalistische – Formen und geometrische Körper, Recht- und Dreiecke, Kreise, Linien und Farben, Muster und Texturen der Tracht fest. Auch Objekte wie nicht verarbeitete Trachtenteile, wie bestickte Ärmelabschlüsse der Blusen oder aufgelöste Trachtenelemente wie *Schessal* (Miederschösse, **Abb. 5)** geraten in den Fokus ihrer Kamera. Manche Elemente der Tracht wurden für die Aufnahme arrangiert, wie die Röcke, die im zusammengewickelten Zustand fotografiert wurden, die *Riechn* (Gürtel) der *Füerstig* (Schürzen), die zu einem Kreuz gelegt wurden **(Abb. 6),** oder die aufeinandergelegten Schessal **(Abb. 7).** Die Zerstörung der Gegenständlichkeit wird auf Annette Hempflings Fotografien auch insofern deutlich, als sie in den meisten Fällen nicht mit Perspektive und Schatteneffekten arbeitet und Objekt und Hintergrund auf eine Ebene reduziert sind, so dass die Illusion der Zweidimensionalität und Flächigkeit entsteht.

Abb. 9:
Objekte werden mit Personen konfrontiert /
© Annette Hempfling

In einem weiteren Projektschritt wurden je zwei Fotoaufnahmen zu einem Foto-Diptychon zusammengesetzt. Ganz gleich, zu welchem Teil der Wischauer Tracht die fotografierten Objekte, die aus ihrem ursprünglichen Form- und Funktionszusammenhang herausgelöst wurden und miteinander scheinbar nicht vereinbar sind, gehören: *Bodgan* (Schnürschuhe) treffen auf Spitzenkragen **(Abb. 8),** *Jankerl* auf Tuch, Bluse auf Stickvorlage, Außenseite der Tracht auf die Innenseite, Zusammengenähtes auf Aufgetrenntes. Aufnahmen von Personen werden mit jenen von Objekten konfrontiert **(Abb. 9).** Beide Teile des Diptychons sind in seinem ästhetischen Gefüge gleichbedeutend, das Verhältnis zwischen den dargestellten Objekten ist dehierarchisiert. Das Diptychon als Form erzwingt einen visuellen „Dialog" und „Konflikt" auf der Ebene der Bild-, Motiv- und Musterstruktur.

Der subjektive Blick des Betrachters wird gefordert, die visuelle Interaktion im Diptychon in einem Wechsel von Raum-Nähe und Raum-Distanz zu verfolgen. So werden die Festtracht als Ordnungssystem und ihre traditionelle Ikonografie dekonstruiert, ihre festgefahrenen Wahrnehmungsmuster aufgebrochen. Annette Hempflings Fotografien fordern die Betrachter heraus, über die traditionellen Grenzen der Trachtenästhetik hinauszudenken. Mit der Formengeometrie der Teile und „Bruchstücke" der Wischauer Tracht konfrontiert kann der Betrachter sie zuweilen nicht mehr in das Gesamtkunstwerk und Gesamtgefüge der Tracht einordnen, da sie vielfach mit deren Teilen und Elementen nicht mehr assoziiert werden können. Seine Fantasie wird zur Freiheit herausgefordert, diese Aufnahmen als entmaterialisierte, nicht repräsentative – das heißt ohne Bezug zu einer außen gelagerten „objektiven" Wirklichkeit – rein ästhetische selbstreferentielle Formen zu rezipieren.

Die Erwartung an den Rezipienten ist, nicht die dargestellten Trachten zu betrachten, sondern die Art und Weise, wie diese dargestellt werden, und sich dabei in die Entstehungsprozesse dieser Fotografien hineinzudenken.

Indem sie die Wischauer Tracht in den Fokus rückt, trägt Annette Hempfling weniger zur Wiederbelebung, als zur Aktualisierung der Bedeutung dieser kulturellen Ausdrucksform im Kontext der zeitgenössischen Kunst bei. Neue Formen der ästhetischen Auseinandersetzung mit der Wischauer Tracht in Hempflings Fotografien bieten eine Identifikationsfläche mit der Tracht als einem ästhetischen Objekt jenseits ihrer Funktion als Gemeinschaftskleid oder Gesinnungskleid. So können Annette Hempflings Fotografien einen Anstoß für Diskussionen über Identität, Zugehörigkeit und kulturellen Wandel geben.

Das Haus des Deutschen Ostens zeigte in Kooperation mit der Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, Christina Meinusch M.A., vom 6. bis 28. März 2024 die Ausstellung „Tracht(en)Kunst. Foto-Diptychon-Montagen zur Wischauer FestTagsTracht" in der Alfred-Kubin-Galerie des Sudetendeutschen Hauses München.

Hier finden Sie den „Talk in der Ausstellung" mit Christina Meinusch:

Literatur:

Antipow, L. / Meinusch, Ch. (Hg.): **Tracht(en)Kunst.** Die Anatomie der Wischauer Tracht (2024);

Plank E. / Arbeitsgemeinschaft für die Wischauer Sprachinsel (Hg.): Bilder aus der Wischauer Sprachinsel (1981).

Heinke Fabritius — Siebenbürgen im Gepäck — Drei Frauen – drei Generationen – drei künstlerische Selbstentwürfe zwischen Deutschland und Rumänien

Katharina Zipser, München, 2005 / © Konrad Klein

Katharina, Pomona und Elena Zipser: Großmutter, Mutter und Tochter. Alle drei verfolgen unabhängig und jede für sich den Beruf der bildenden Künstlerin.

Jede der drei Frauen hat dafür ihr eigenes Medium gewählt: Katharina, 1931 in Hermannstadt[1] in Siebenbürgen geboren, ist Malerin, wobei sie sich dem klassischen Leinwandbild widmet sowie dem Fresko und der Herstellung von Ikonen. Pomona, ihre Tochter, 1958 ebenfalls in Hermannstadt geboren, ist Bildhauerin und Zeichnerin. Sie lebt in Berlin. Dort wurde 1988 Elena geboren, Pomonas Tochter und Katharinas Enkelin. Auch Elena hat – wie schon Mutter und Großmutter – bildende Kunst studiert und beschäftigt sich außerdem mit Tanz und Performance.

Pomona Zipser, 2023 / © Lilia Antipow

In ihrem Herzen und in ihrem künstlerischen Gepäck tragen sie alle drei Siebenbürgen, natürlich auf ganz unterschiedliche Weise. Doch ist der Bezug unverkennbar und für jede eine wichtige Referenz. Die Werke sind Spiegel ihrer Biografien, die – neben anderem – geprägt sind von Erfahrungen des Weggehens, des Ankommens, Fremdseins und Daseins im neuen Kontext sowie des Erinnerns. Die Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft ist Teil der Suche nach dem eigenen Selbstverständnis, nach Verortung und Teilhabe.

Beispielhaft stelle ich anhand von jeweils einem Werk die drei Künstlerinnen vor. Es mag skizzenhaft sein, aber vielleicht wird doch das jeweils Prägende und Charakteristische deutlich, das, was ihnen eventuell gemeinsam ist, und das, was auch über sie hinausweist.

Elena Zipser, 2023 / © Lilia Antipow

1 rum. Sibiu (Rumänien).

Katharina Zipser: „Herabsteigender Christus“ oder „Himmelfahrtstag“

In der Hermannstädter Johanniskirche findet sich eines der wohl eindrücklichsten Bilder der inzwischen 93-jährigen Künstlerin. Es ist ein „Herabsteigender Christus“, der mittig auf die gut 1,5 Meter hohe, grob gewebte und mit Holz hinterlegte Leinwand gesetzt ist. Das Kreuz, vor dem die Figur Christi erscheint, ist eng in den Bildraum gefügt. Überall stößt es mit seinen Balken an die Bildränder, wodurch es Bedrängung erfährt. Jedoch sind die Balken stark und widersetzen sich der Enge. Gegenkräfte werden spürbar. Es ist, als stünde das Kreuz für den Widerstand gegen die engen Koordinaten unseres irdischen Lebens, für die hier der Bildrahmen steht.

Katharina Zipser verweist gezielt auf diesen begrenzten Raum. Zugleich sucht sie aber auch das befreiende Moment darin. Dieses zeigt sie in der präsenten und gegenwärtigen Figur Christi. Kein leidender, geschwächter Gottessohn ist zu sehen, kein festgenagelter, geschundener Körper, sondern eine vitale und freie Gestalt, die uns entgegentritt: handlungsfähig, lebensbejahend. Dieser Christus eröffnet eine Welt, er beschließt sie nicht. Die überlieferte Bildform von Kreuzigung und Tod, wie sie sich in Ikonen und Altarretabeln vielfach wiederholt, nimmt Katharina Zipser zum Anlass, um eine Auferstehung zu zeigen. Dabei geht es ihr vielleicht weniger um eine Gegenposition als vielmehr um die Einsicht, wie sehr das eine mit dem anderen verbunden ist. Diese, ihre Form der Auferstehung entfaltet sich gleichsam aus dem Kreuz, von dem sich die Gestalt Christi zunehmend löst. Das Werk zeigt keinen Zustand, sondern macht eine Verwandlung sichtbar.

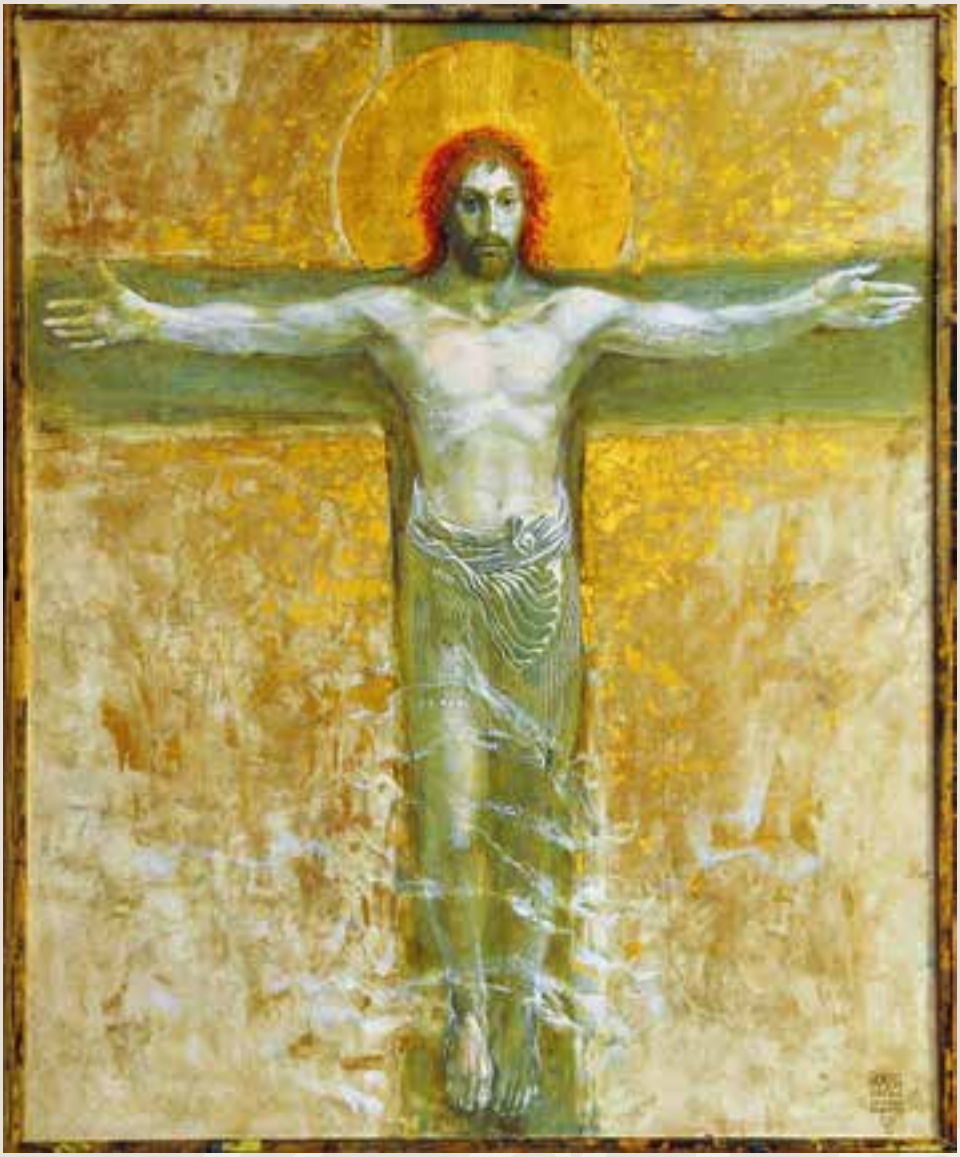
Und: Katharina Zipser macht uns zu Zeugen dieser Verwandlung. Es ist der performative Akt, der dem Bild seine starke Wirkung verleiht. Der fein nuancierte Gelbton, der den Bildraum und auch den Körper Christi durchflutet, trägt zusätzlich dazu bei, dass man Bewegung und Wandel empfindet. Gleiches gilt für das rotflammende Haar Christi, das sich züngelnd vor den Heiligenschein hebt, und nachgerade das Pfingstwunder ankündigt.

All dies macht den „Herabsteigenden Christus“ zu einem Hauptwerk von Katharina Zipser. Eines, das reifen durfte. Denn die Arbeit daran zog sich über Jahre, wurde 1987 erstmals, dann 2003 ein weiteres Mal beendet. Entsprechend vermerkt es die Künstlerin auf der Leinwand. Sie gibt damit zu erkennen, dass das, was von ihr als 56-jährigen angelegt wurde, sich offenbar erst im Alter von 72 befriedigend abschließen ließ.

Der Blick auf einige wenige Lebensstationen macht deutlich, vor welchem Hintergrund sich ihre Unnachgiebigkeit und der starke Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit im Denken entwickelt haben. Gefragt nach ihren Beweggründen, Malerin zu werden, antwortet sie kurz: „Es gibt nichts anderes!“ Dann fährt sie fort und sagt, sie habe immer schon gezeichnet und das Bildermachen sei ihr bis heute das Natürlichste und Selbstverständlichste auf der Welt. Auch ihr Vater Dolf Hienz war Künstler, ebenso ihre beiden Ehepartner. Ihr Studium absolvierte sie an den Kunstakademien in Klausenburg[2] und Bukarest, später, in Deutschland, unterrichtete sie selbst mit großer Freude das Zeichnen.

Es war erst in der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, dass Katharina Zipser nach dem Unfalltod ihres ersten Mannes Paul, von dem sie das Bildhaueratelier in Ploieşti erbte, die Ausbildung als Kirchen- und Ikonenmalerin beim Rumänisch-Orthodoxen Patriarchat aufnahm. Verlust und Erschütterung mögen einen solchen Neubeginn evoziert haben. Und rückblickend erfüllte diese Hinwendung zur rumänischen Glaubenskultur vielleicht auch ein Bedürfnis nach stärkerer Verortung und Bindung, da ihre sächsische Familie inzwischen in Deutschland lebte. Zudem ging es um materielle Lebenssicherung in einer außerhalb Siebenbürgens gelegenen Region Rumäniens.

2 rum. Cluj-Napoca (Rumänien).



Katharina Zipser: Herabsteigender Christus (1987/2003), Eitempera auf Leinwand auf Holz bespannt, 120 × 152 cm, Landeskonsistorium der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien, Teutsch-Haus/Johanniskirche, Hermannstadt/Rumänien / *© Pomona Zipser und Landeskonsistorium*

Es gab Aufträge für Ikonen und zwei Fresko-Projekte im Bărăgan, in der Steppenlandschaft östlich von Bukarest, und zwar in den Dörfern Reviga, Coconi und Orezu. Um dort Fresken auszuführen, musste Katharina Zipser für die Zeit der Produktion vor Ort sein und konnte erst wieder abreisen, wenn die Arbeiten abgeschlossen waren. Anfängliches Misstrauen und Isolation mussten schrittweise überwunden werden: „Es war nicht einfach, weil ich Deutsche war, und sie waren Rumänen. Sie waren orthodox, ich Protestantin. Erst als sie gesehen haben, was ich konnte, waren sie doch erstaunt. Eine Frau, eine Protestantin und Deutsche … alles, was schlecht sein konnte, hatte ich. Aber ich habe es gut gemacht, und dann waren sie ganz stolz auf mich."

Später traf sie dann – wie viele andere – die Entscheidung zur Ausreise. Diese Auswanderung, allein mit einem Kind, als fast 40-jährige Künstlerin, die ohne jede Anbindung in die ganz andere Kunstszene der Bundesrepublik wechselt, war eine enorme Anstrengung. Im Grunde musste sie sich neu erfinden. Nur zögerlich kam es zur Einladung auf Stipendien, u. a. nach Worpswede, oder zu öffentlichen Aufträgen. Ihr regelmäßiges Auskommen sicherte der Aktzeichenunterricht an der Münchener Volkshochschule.

Die folgenden Jahre blieben geprägt von Neuorientierung, Fresko und Ikone mussten in andere Formen überführt werden, zugleich ging es darum, das mitgebrachte Erbe zu reflektieren. Eindrucksvoll ist die innere Sicherheit, die Katharina Zipser bei all dem nicht verlor. Sie war in der Lage, für diese Prozesse eine überzeugende und wirkmächtige Sprache in ihren Werken zu entwickeln. Das führt zurück zum Bild des „Herabsteigenden Christus" in der Hermannstädter Johanniskirche: im Ende liegt der Neubeginn.

Pomona Zipser: „Für eine gewisse Zeit ein Weg“

„Für eine gewisse Zeit ein Weg“ ist der Titel einer Skulptur, die Pomona Zipser 2020 erstmals unter freiem Himmel in der Zitadelle Spandau zeigte. Entstanden kurz vor Ausbruch der Pandemie klingen auch in dieser Arbeit die grundsätzlichen Fragen an, die das Werk der seit mehr als 40 Jahren in Berlin-Kreuzberg lebenden Künstlerin kennzeichnen.

Die 12 Meter lange und an ihrer höchsten Stelle knapp 3 Meter hohe Konstruktion ist aus hölzernen Reststücken gefertigt. Sie ähnelt einem Steg oder einer Brücke. Wo Anfang und Ende – oder gar ein Ziel – liegen, bleibt offen. Offen bleibt auch, in welche Richtung dieser Weg zu gehen wäre. Das wird am stärksten erfahrbar, wenn man um die Arbeit herumgeht. Dann zeigt sich auch, wie fragil das ganze Gefüge ist. Denn es steht frei, hat keine Verankerung im Boden. Ein Stoß, eine Erschütterung könnten dazu führen, dass alles in sich zusammenfällt. Zudem sind die einzelnen Teile, aus denen sich die Brücke zusammensetzt, nicht aneinander genagelt und dadurch gefestigt, sondern allein durch Knoten und Seile miteinander verbunden. Man könnte sie leicht wieder entbinden und etwas anderes daraus machen. Es ist eben nur „für eine gewisse Zeit ein Weg“. Dennoch steht das Werk in sich fest und stabil. Kräfte und Gegenkräfte halten sensibles Gleichgewicht. So wird diese Arbeit zum Bild des eigenen Suchens und lässt Vergänglichkeit in neuer Sprache aufscheinen.

Durch den Unfalltod des Vaters früh zur Halbwaise geworden, hat Pomona Zipser als 12-jährige gemeinsam mit der Mutter Rumänien verlassen. Sie ging in München zur Schule, um später im ehemaligen West-Berlin Bildhauerei zu studieren. Die Erfahrung der geteilten und besonders entlang der innerstädtischen Mauer nach wie vor verwundeten, nicht zur Ruhe gekommenen Stadt war für Pomona Zipser ein konkreter Anknüpfungspunkt der eigenen Arbeit. Ihr Material fand sie, im wörtlichen Sinne, auf der Straße.

Ausgediente Dielen oder Fensterrahmen fanden den Weg in ihr Werk. Besonders Holz, weil es eine ganz persönliche Vorliebe ist: „Vor allem aber geht es darum, dass ich gerne mit

vorhandenem Material arbeite. Ich finde es unglaublich reizvoll, aus Dingen, die schon vorhanden sind, etwas zu machen.“ So entstehen die zusammengesetzten Skulpturen, die Altes mit und zu Neuem verbinden, in denen aber das Alte seine Spuren hinterlassen darf. Sie ergänzt: „Das Material, das ja recyceltes Material ist, bringt bereits Formen mit sich. Es sind nicht cleane, technische Stücke. Sie haben Einkerbungen, Öffnungen, Risse, sie sind dick, sie sind dünn, da stecken Nägel drin oder Schrauben. Diese Dinge inspirieren mich und geben eine Richtung.“

Und diese Richtung besteht darin, dass in ihrer bildnerischen Arbeit stets austariert werden muss zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dass Risse nicht kaschiert, sondern verstanden und das heißt gestaltet werden müssen. Auf ihre Emigrationserfahrung angesprochen, sagt Pomona Zipser: „Es ist so etwas Verrücktes, das da stattfindet. Etwas, das eigentlich ein Mensch überhaupt nicht aushalten kann. Eigentlich ist es etwas völlig Undenkbares, dass man einen Menschen aus dem Zusammenhang nimmt, in dem er lebt und ihn woanders hinstellt. Es ist so eine Art totale Krise, in die man gerät. Ich habe das bei Freunden erlebt. Aber es bewirkt sicherlich, wenn man dabei nicht zusammenbricht, dass man gestärkt daraus hervorgeht.“ Auch dafür steht der in seiner kompromisslosen Konstruktion fein und überzeugend ausgerichtete Steg: „für eine gewisse Zeit ein Weg“.

Pomona Zipser: Für eine gewisse Zeit ein Weg, 2019, Holz, Seil, Farbe, 290 x 185 cm 1150 cm, Privatbesitz / *© Jürgen Baumann*

Elena Zipser: „Donaudelta. (Wie sieht wohl das Donaudelta aus?)“

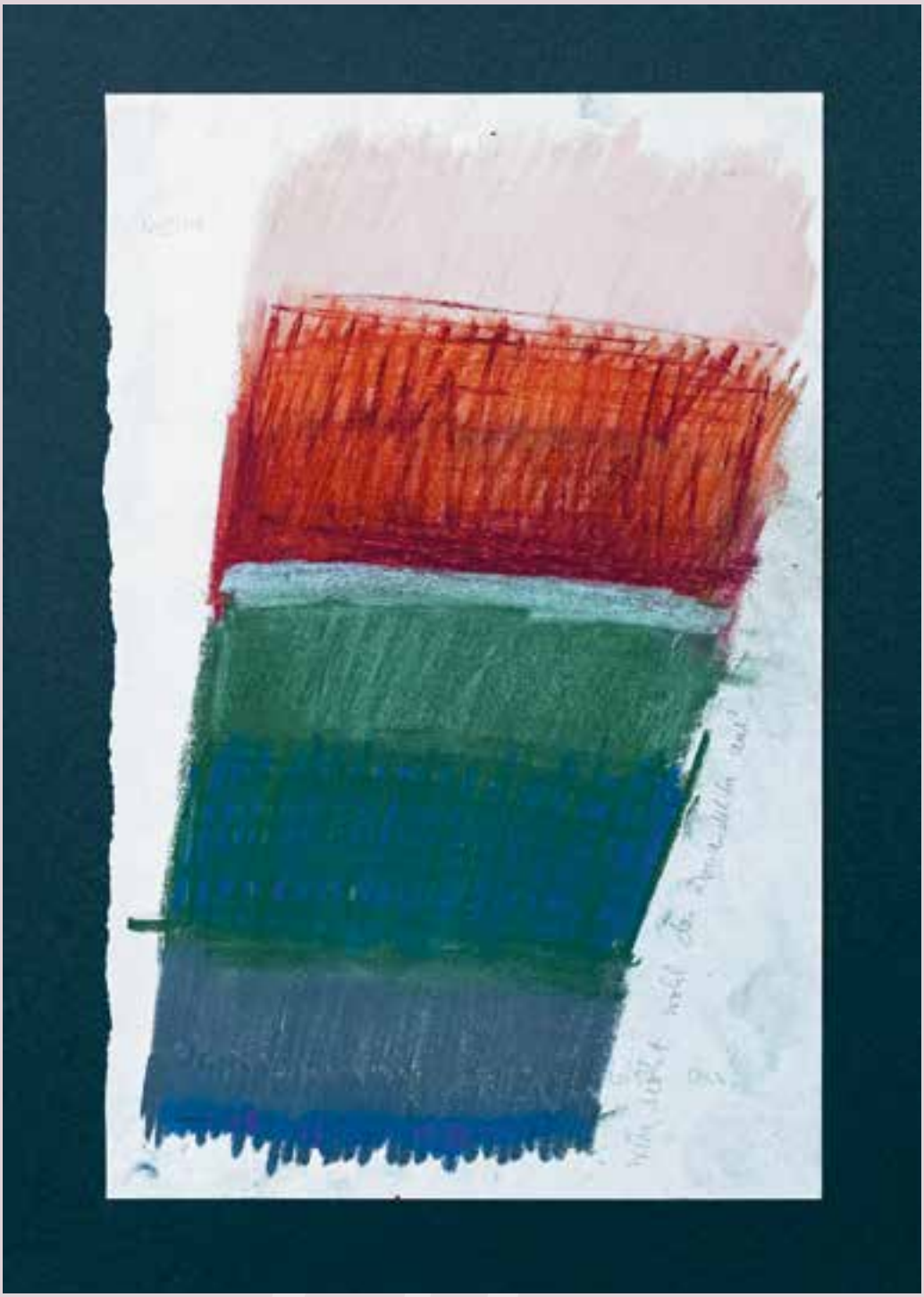
Elena Zipser, Enkelin von Katharina und Tochter von Pomona, schloss 2015 ihr Kunststudium in Berlin ab und stellte sich in eben diesem Jahr auch die Frage nach der Heimat von Großmutter und Mutter. Sie kennt die Erzählungen, ist aber selbst nie dort gewesen, hat somit kein eigenes Bild. Konfrontiert mit offenen Fragen zeichnet sie in einem mit suchenden Linien angelegten farbigen Pastell ihre Imagination des Donaudeltas. Eine noch sehr abstrakte Annäherung an Rumänien.

„Donaudelta. (Wie sieht wohl das Donaudelta aus?)“ heißt ihre kleine, knapp 20 x 30 cm große Zeichnung, mit der sie erstmals ein eigenes Bild von der Vergangenheit einfordert. Schichtweise übereinander getürmte, unruhige Farbfelder kippen darin aus dem Bild, scheinen ohne Halt zu sein. Taugt die Vorstellung? Um die Unzulänglichkeit dieses Versuchs der Annäherung wissend, setzt sie diese ihre Frage hochkant, mit zartem Bleistift geschrieben ins Bild. Fast wie eine Krücke soll damit der kippende Turm ihrer Vorstellungswelt gestützt werden. „Das ist die erste Arbeit eines größeren Zyklus“, sagt Elena Zipser, eines Zyklus, in dem es „um das Aufzeigen von Schichtungen“ geht. Schichtungen, die sich auf Landschaften beziehen, zu denen Elena Zipser eine biographische Verbindung hat. Außer im Donaudelta-Bild geht es dabei stets um konkret erlebte Räume, etwa die Mark Brandenburg oder das sogenannte Teufelsmoor, in dem die ehemalige Künstlerkolonie Worpswede liegt, die sie gut kennt. Nur das hier abgebildete Donaudeltabild zeigt keine selbst erlebte und erinnerte Landschaft, es ist Erfindung und Einräumung von Sehnsucht.

„Das Donaudelta war für meine Großeltern ein beliebtes Ferienziel. Mein Großvater hat dort gefischt. Meine Großmutter hat nach seinem Tod ein großes Holzkreuz gemacht, das dort aufgestellt wurde. Ich bin vor ein paar Jahren hingefahren und habe mir das angesehen. Aber es geht mir hier auch um Licht. Mein Vater kommt nämlich aus Worpswede. … Da ist der Himmel so riesengroß, und es gibt so ein bestimmtes rosa Licht, vor allem am Abend. Das hat auch mit dem Sumpf zu tun, den gibt es in Worpswede und im Donaudelta.“

So geht Elena Zipser auf eigene Spurensuche und findet Bilder für Orte, die ihr Leben begleiten. Es folgen Reisen, in denen sie ihre Imagination überprüft. Wie um sicher zu gehen, dass es nun ihre eigenen Bilder sind, macht sie sich das Wasser, vor allem den Regen, zu ihrem Gefährten. Gerade die Bilder, die im Zusammenhang der Rumänienreisen entstehen, scheinen stets nach einem Regenguss entstanden zu sein. Die Welt, die sich darin entfaltet, ist von besonderer Klarheit, wie gereinigt. „Das ist ein gutes Gefühl“, sagt die Künstlerin und verweist darauf, sich eine ganz eigene, unabhängige Beziehung erarbeitet zu haben.

Als sie ihrer jüngsten Ausstellung im HDO den Titel WASSER:ZEICHEN gab, ging es nicht zuletzt darum, dieser Errungenschaft Ausdruck zu verleihen. Aber es ging ebenso um die Verbindung, die zwischen ihr und den vorherigen Generationen besteht. Denn ein Wasserzeichen ist auch ein Stempel, der Auskunft gibt über die Herkunft von Papier, was nicht unwesentlich ist, wenn Künstler und Künstlerinnen sich entscheiden, auf diesem ihre Sicht auf die Welt festzuhalten.



Elena Zipser: Donaudelta (Wie sieht wohl das Donaudelta aus?), 2015, Pastell auf Papier, 20 x 30 cm, Privatbesitz / *© Elena Zipser*

Am 19. Oktober 2021 fand im Haus des Deutschen Ostens das Podiumsgespräch „Literatur im Scherenschnitt: Pomona Zipser und Heinke Fabritius über das Arbeiten mit Papier statt.

Vom 27. September bis 10. November 2023 zeigte das HDO die Ausstellung „WASSER:ZEICHEN. Elena Zipser. Malerei Performance“. Kuratorin der Ausstellung war Dr. Heinke Fabritius.

Dr. Heinke Fabritius ist Kulutrreferentin für Siebenbürgen, den Karpatenraum, Bessarabien und die Dobrudscha am Siebenbürgischen Museum in Gundelsheim am Neckar.

Alfred Stoll _ Kunst und Gender _ Metamoderne Fluidität

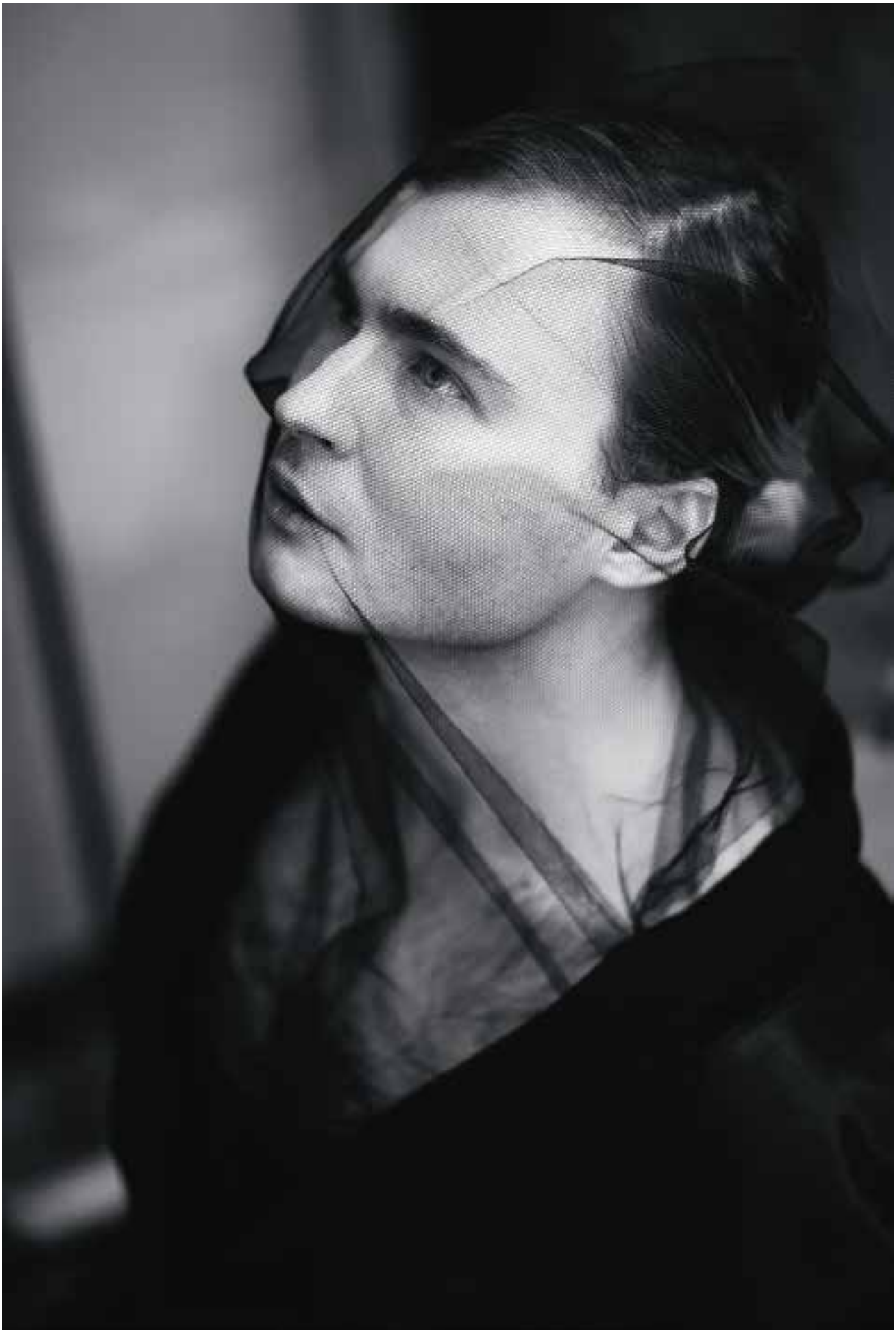
Die Debatte um Gender, ob es ein soziales Konstrukt oder eine biologische Essenz sei, steht im Zentrum zahlreicher Diskurse in den Sozial- und Geisteswissenschaften. Viele Theoretiker, insbesondere aus der Soziologie und den Gender Studies, argumentieren, dass Gender hauptsächlich ein soziales Konstrukt sei. Diese Sichtweise geht davon aus, dass die Gesellschaft Geschlechterrollen und -identitäten durch soziale Normen, Erwartungen und Institutionen formt. Simone de Beauvoirs berühmtes Zitat „Man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht" verdeutlicht diese Perspektive und spiegelt wider, wie tief verwurzelt die Idee des Genders als sozialer Konstruktionsprozess ist.

Die Kunstgeschichte ist durchzogen von festgelegten Geschlechterrollen und binären Vorstellungen, die lange Zeit die künstlerische Produktion und Rezeption beeinflusst haben. Traditionelle Geschlechterrollen und binäre Vorstellungen dienten als normative Rahmenbedingungen, die oft festlegten, wer als Künstler anerkannt wurde und welche Themen und Stile als legitim galten. Doch in der dynamischen Landschaft der zeitgenössischen Kunst hat sich ein neues Paradigma herausgebildet, das als Metamoderne bezeichnet wird. Diese Bewegung, die etwa seit den frühen 2000er Jahren an Bedeutung gewonnen hat, zeichnet sich durch einen eklektischen und oft paradoxen Umgang mit ästhetischen und konzeptionellen Traditionen aus. Mit dem Einzug der Metamoderne erleben wir jedoch eine Phase, in der die starre Dichotomie von Geschlecht und Identität zunehmend aufbricht und einem fluiden Verständnis Platz macht. Diese Entwicklung eröffnet neue Horizonte sowohl für Künstler:innen als auch für die Kunstbetrachtung.

Die Metamoderne, ein Begriff, der nach der Postmoderne aufkam, zeichnet sich durch ihre Offenheit und Vielschichtigkeit aus. Sie verbindet Elemente der Moderne und Postmoderne, um eine Weltanschauung zu formen, die Ambivalenzen und Widersprüche nicht nur anerkennt, sondern aktiv integriert. In der Metamoderne wird Gender zunehmend als ein fließendes und flexibles Spektrum betrachtet, anstatt als binäres System. Dies ermöglicht eine breitere Akzeptanz von nicht-binären und genderqueeren Identitäten, wodurch Individuen mehr Freiheit haben, ihre Genderidentität auf eine Weise auszudrücken, die für sie authentisch ist. In der Metamoderne wird auch die Bedeutung von Intersektionalität betont, das heißt das Verständnis, dass Genderidentität nicht isoliert existiert, sondern in Wechselwirkung mit anderen sozialen Kategorien wie Rasse, Klasse, Sexualität und Fähigkeit steht. Dieses Bewusstsein fördert eine ganzheitlichere Betrachtung von Identität und sensibilisiert für verschiedene Formen von Diskriminierung, die in der metamodernen Kunst tief verankert ist.

Die fluiden Genderkonzepte spiegeln sich auf vielfältige Weise in der zeitgenössischen Kunst wider. Künstler:innen experimentieren mit Identität, Körper und Selbstwahrnehmung. Sie nutzen ihre Werke als Plattformen, um traditionelle Geschlechterrollen zu dekonstruieren und neue, hybride Identitäten zu erforschen. Im Kontext der metamodernen Kunst spielen FLINTA*-Personen (Frauen, Lesben, intersexuelle, nicht-binäre, trans und agender Personen) eine zentrale Rolle in der Entwicklung und Transformation der zeitgenössischen Kunstszene. FLINTA*-Künstler:innen sind oft Vorreiter bei der Erkundung und Darstellung fluiden Genderverständnisses, da sie selbst in ihren Lebensrealitäten die Grenzen traditioneller Geschlechterrollen überschreiten und infrage stellen. Ihre Werke bieten einzigartige Perspektiven auf Identität, Körper und gesellschaftliche Normen und sind essentiell für das Verständnis der Vielfalt und Komplexität menschlicher Erfahrung in der Metamoderne. Die Darstellung der inneren Welt und Ästhetik von Trans- und geschlechtsunkonformen Menschen in der Kunst der Metamoderne eröffnet komplexe Diskussionen, die tief in die Kunsttheorie und -philosophie reichen. Diese Werke stellen nicht nur individuelle Erfahrungen dar, sondern sie repräsentieren eine radikale Umdeutung von Identität und Körperlichkeit, die die Grenzen traditioneller künstlerischer Ausdrucksweisen sprengt.

Alfred Stoll / *© privat*

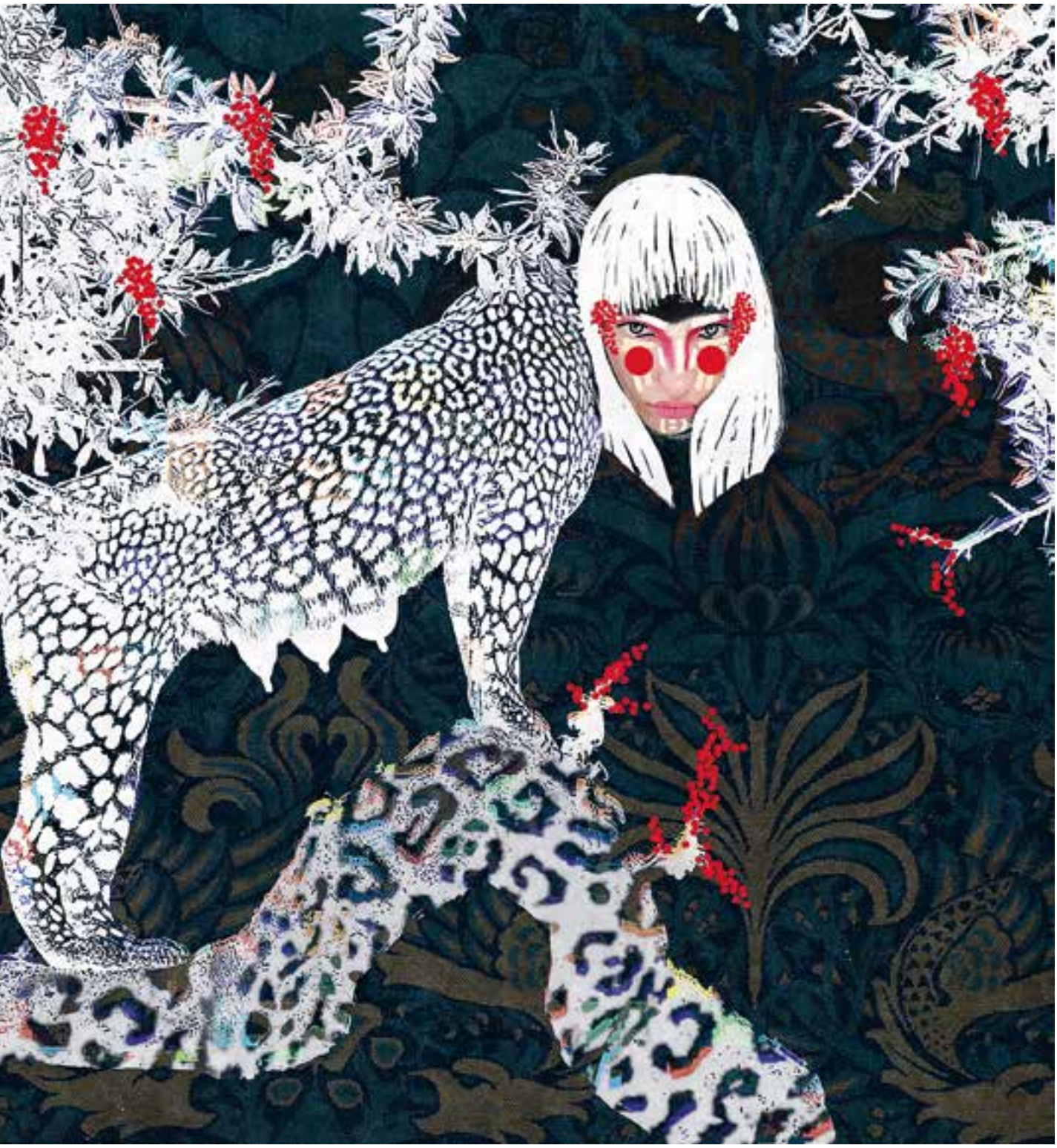


In der Metamoderne wird der Körper oft als Ort der kontinuierlichen Transformation verstanden, was eine zentrale philosophische Verschiebung von der Auffassung des Körpers als statisches Objekt hin zu einem dynamischen Subjekt markiert. Künstler:innen, die sich mit geschlechtsunkonformen Identitäten auseinandersetzen, nutzen den Körper als Medium, um die Vielschichtigkeit von Gender zu visualisieren. Hierbei greifen sie auf ästhetische Strategien zurück, die auf die Dekonstruktion von Form und Struktur abzielen. Durch den Einsatz von Fragmentierung, Überlagerung und hybriden Formen wird die Vorstellung von einem kohärenten, normativen Körperbild aufgelöst. Diese künstlerischen Ansätze stehen im Dialog mit poststrukturalistischen Theorien, insbesondere mit dem Denken von Jacques Derrida und Hélène Cixous, die die Instabilität von Zeichen und Bedeutungen betonen. Derrida, einer der Begründer der Dekonstruktion, forderte die Vorstellung heraus, dass Bedeutung fest und unveränderlich sei. Stattdessen betonte er die ständige Verschiebung und Neuinterpretation von Zeichen, was in der Kunst der Metamoderne durch die fließende Darstellung von Gender und Identität widerhallt.

Die Ästhetik, die in diesen Arbeiten zum Ausdruck kommt, verweigert sich eindeutigen Kategorisierungen und schafft Räume, in denen das „Unheimliche“ (nach Sigmund Freud) und das „Abjekt“ (nach Julia Kristeva) eine zentrale Rolle spielen. In der künstlerischen Praxis wird das Unbehagen, das mit dem Aufbrechen der binären Geschlechterordnung einhergeht, nicht nur thematisiert, sondern als produktive Kraft eingesetzt. Die Werke agieren als „Störfelder“, die das vertraute visuelle Vokabular destabilisieren und den Betrachter in eine Reflexion über die Grenzen des Selbst und des Anderen zwingen. Diese künstlerische Strategie führt zu einer neuen Art des Sehens, die das Potenzial hat, tief verwurzelte gesellschaftliche Normen zu hinterfragen und zu transformieren.

Ein wichtiger Aspekt dieser Ästhetik ist die Performativität des Körpers. Judith Butler‘s Konzept der Performativität, das besagt, dass Geschlecht durch wiederholte Handlungen und nicht durch eine biologische Essenz konstruiert wird, findet hier eine künstlerische Entsprechung. FLINTA*-Künstler:innen nutzen performative Praktiken, um die Fluidität von Gender zu inszenieren. Diese Inszenierungen sind oft prozessual, das heißt, sie entwickeln sich über Zeit und Raum hinweg, was eine Abkehr von traditionellen, abgeschlossenen Kunstwerken darstellt. Stattdessen werden Werke geschaffen, die in ihrer Offenheit und Wandelbarkeit die metamoderne Haltung des „Sowohl-als-auch“ verkörpern.

Ein weiterer bedeutender Aspekt dieser Kunst ist die Auseinandersetzung mit dem Blick, der in der Kunsttheorie als „Male Gaze“ diskutiert wird. Der Begriff wurde von der Filmtheoretikerin Laura Mulvey geprägt und beschreibt die dominierende männliche Perspektive, die Frauen in der Kunst und im Film als passive Objekte des männlichen Begehrens darstellt. Trans- und geschlechtsunkonforme Kunstwerke hinter-



Alfred Stoll: Collection „The New Antiquity. Rome's Mom", 2021, 120x90cm, Privatbesitz / *© Alfred Stoll*

Alfred Stoll: Collection „The New Antiquity Twins“, 2021, 90x150cm, Privatbesitz / *© Alfred Stoll*

Alfred Stoll: Collection „The_New_Antiquity. Tzadik“, 90x120cm, Privatbesitz / *© Alfred Stoll*

Alfred Stoll: Collection „Metamodern Grotesk. Deconstruction and transfotmation“, 90x120cm, Privatbesitz / *© Alfred Stoll*

fragen die Machtstrukturen, die dem traditionellen männlichen Blick innewohnen, und schaffen alternative Seherfahrungen, die nicht normativen Identitäten gerecht werden. Diese Arbeiten bieten eine dekonstruktivistische Lesart von Gender und Körper, indem sie den Blick zurück auf den Betrachter lenken und so die Hierarchien zwischen Subjekt und Objekt, Sehendem und Gesehenem destabilisieren. Philosophisch gesehen trägt diese Kunst zur Diskussion über das „Werden" bei, ein Konzept, das in der Metamoderne zentral ist und das durch Denker wie Gilles Deleuze und Félix Guattari geprägt wurde. In ihrer Philosophie des Werdens wird der Körper nicht als feste Entität, sondern als „Body without Organs" (BwO) gedacht – ein offenes, unstrukturiertes Feld von Möglichkeiten. Diese Idee findet in der Kunst von Trans- und geschlechtsunkonformen Personen eine visuelle Entsprechung. Ihre Werke fungieren als Manifestationen des Werdens, in denen Identität, Körper und Subjektivität ständig neu verhandelt werden.

Das Konzept der metamodernen Fluidität im Hinblick auf Gender geht jedoch über die individuelle künstlerische Praxis hinaus. Es beeinflusst auch institutionelle Strukturen und die Art und Weise, wie Kunst präsentiert und wahrgenommen wird. Museen und Galerien beginnen, ihre Ausstellungen diverser zu gestalten und Künstler:innen eine Plattform zu bieten, die traditionelle Geschlechterrollen hinterfragen. Diese Veränderung spiegelt sich in Ausstellungen wider, die nicht nur genderqueere Künstler:innen vorstellen, sondern auch kuratorische Praktiken neu denken.

In meiner Ausstellung „Metamoderne Grotesk", die 2022 im Haus des Deutschen Ostens stattfand, widmete ich mich einer Retrospektive des Grotesken in verschiedenen Kulturepochen. Mit einem modernen, teils ironischen Blick auf die seltsamen Formen und Figuren der westlichen Kultur setzte ich mich künstlerisch mit den Brüchen und Ambivalenzen auseinander, die in der Metamoderne verhandelt werden. Diese Ausstellung zielte darauf ab, die Groteske nicht nur als historische Kategorie, sondern als lebendige und flexible Ästhetik zu betrachten, die sich ständig wandelt und an die sich verändernden sozialen und kulturellen Kontexte anpasst.

Zusätzlich zur Ausstellung veröffentlichte ich zwei Kataloge, die sich intensiv mit dem Thema Geschlechtsidentität auseinandersetzen. Die erste Sammlung, „Transrocchetto", beschäftigt sich mit der gesellschaftlichen Gewalt und Macht, die auf Transgender und geschlechtsunkonforme Menschen ausgeübt wird. Sie thematisiert sowohl moralische als auch körperliche Folter sowie die bis heute an diesen Menschen durchgeführten Experimente. Diese Sammlung beleuchtet die tiefen, oft schmerzhaften Erfahrungen, die mit nicht-binären Identitäten verbunden sind, und fordert die Betrachter auf, sich mit den realen Konsequenzen von Geschlechterdiskriminierung auseinanderzusetzen.

Die zweite Sammlung, „Prediction 000", besteht aus einer Reihe von über hundert nicht-binären „Personen", die von einem künstlichen neuronalen Netzwerk generiert wurden. Diese Sammlung spiegelt die chaotische, undefinierte und oft gewalttätige Natur der nicht-binären, ambivalenten, metamodernen Welt wider. Gleichzeitig zeigt sie die außergewöhnliche Tiefe, Sinnlichkeit und Aufrichtigkeit des Versuchs, eine Wahrheit zu fühlen, ohne sie vollständig verstehen zu müssen. Diese Arbeit steht im Einklang mit der metamodernen Philosophie, die sich nicht auf klare Definitionen und starre Identitäten festlegt, sondern die Vielschichtigkeit und Komplexität menschlicher Erfahrungen anerkennt und zelebriert.

Die Zukunft der Kunst und des Geschlechts ist fluid, vielfältig und voller Möglichkeiten. In dieser metamodernen Ära liegt die Kraft in der Offenheit für Veränderung und der Anerkennung der unendlichen Facetten menschlicher Identität. Die metamoderne Fluidität fordert uns auf, uns von binären Denkmustern zu lösen und die Vielschichtigkeit menschlicher Identität anzuerkennen. In der Kunst wird diese Bewegung durch Werke sichtbar, die Geschlechtergrenzen überschreiten und eine neue, inklusive Sichtweise fördern. Es ist eine Einladung, Gender nicht als festgelegte Kategorie, sondern als dynamischen, sich ständig verändernden Prozess zu verstehen. Dieser Wandel in der Kunstwelt ist mehr als nur ein Trend; er ist ein Spiegel unserer sich verändernden Gesellschaft. Indem Künstler:innen und Kulturinstitutionen die fluiden Konzepte der Metamoderne annehmen, tragen sie zu einer Welt bei, in der Vielfalt nicht nur akzeptiert, sondern gefeiert wird. Dies ist die wahre Stärke der Kunst in der Metamoderne: Sie bietet uns die Möglichkeit, uns selbst und unsere Welt neu zu denken – frei von den Fesseln binärer Beschränkungen.

Alfred Stoll / Alexei Gluchow (geb. 1993 in Temirtau, Kasachstan) ist Digitalkünstler, der den Einfluss der Metamoderne auf die zeitgenössische Kunst untersucht.

Das Haus des Deutschen Ostens zeigte vom 14. September bis 28. Oktober 2022 die Ausstellung „METAMODERN GROTESK. Digitale Kunst von Alfred Stoll".

Hier finden Sie die virtuelle Version der Ausstellung:

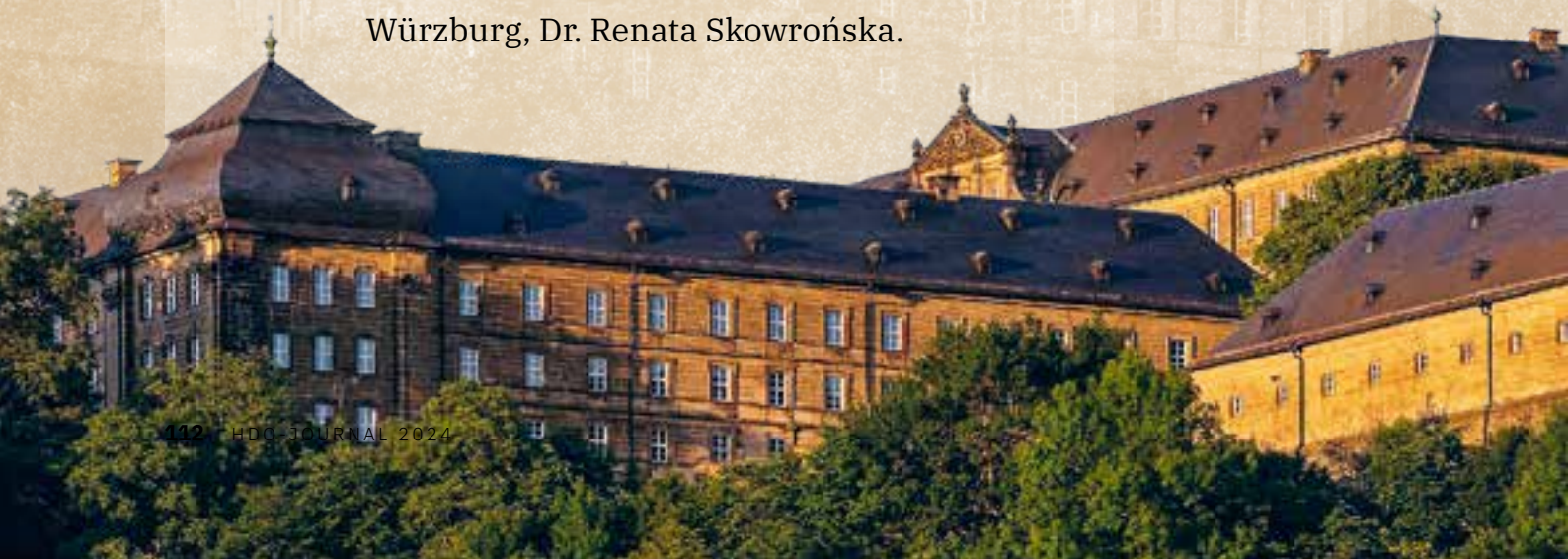
Alfred Stoll: Collection Mosaic „The meta ecstasy of Teresa“, 2021, 80x120cm, Privatbesitz, *Fotograf: Alfred Stoll / © Alfred Stoll*

Thema _
HDO in Bayern, Deutschland und Europa

Andreas Otto Weber _ Geschichte Mittel- und Ostmitteleuropas transkulturell _ HDO Studientage 2022 – 2024

Bereits seit 2004 veranstaltete das HDO jährlich eine Studienwoche mit wechselnden Themen zur Geschichte des östlichen Europa an der Bildungsstätte „Der Heiligenhof“ in Bad Kissingen. Seit dem Jahr 2014 findet die Tagung unter der Leitung von Professor Dr. Andreas Otto Weber in einer neuen Form statt. Bestand das Programm bisher aus Vorträgen von etablierten Wissenschaftlern, so wird es seitdem zum einen durch Beiträge von Studierenden der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg ergänzt, die an einem Hauptseminar von Professor Weber im jeweiligen Wintersemester am Lehrstuhl erarbeitet werden. Zum anderen findet die Veranstaltung seither in Kooperation mit der Polnischen Historischen Mission an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg statt und setzt oft einen Schwerpunkt auf historische deutsch-polnische Themen vom Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert.

Seit 2022 finden die Studientage in Kooperation mit der Hanns-Seidel-Stiftung e. V. in deren Bildungszentrum Kloster Banz in Oberfranken statt. Die Tagungsleiter sind jeweils der HDO-Direktor Professor Dr. Andreas Otto Weber und die Leiterin der der Polnischen Historischen Mission an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Dr. Renata Skowrońska.



Missionare, Mönche, Bischöfe

Vom 20. bis 23. Januar 2022 fanden dort erstmals die HDO Studientage zum Thema „*Missionare, Mönche, Bischöfe in Franken und in Ostmitteleuropa. Der Beitrag des christlichen Kulturtransfers zur Integration der slawischsprachigen Welt in das christliche Abendland*“ statt.

Im 10. Jahrhundert n. Chr. kam es nach früheren kriegerischen Kontakten zu einer langfristigen Annäherung zwischen dem christlichen Westen und dem erst allmählich christianisierten Osten von der Ostsee bis Ungarn. Im Rahmen dieser Annäherung kam es in den östlichen Ländern ab dieser Zeit zu einem intensiven Landesausbau und zur Entstehung von christlich-kirchlichen Strukturen. Der Landesausbau wurde getragen durch die Anwerbung von Siedlern aus dem Westen, durch die Übernahme von Innovationen im Bereich von Landwirtschaft, Wirtschaft, Siedlungswesen und vor allem Recht sowie durch dynastische Heiratsverbindungen. Die Voraussetzung dafür war aber ganz klar: Die Annahme des Christentums durch die Herrscher und ihnen folgend durch den Adel und mit der Zeit durch das ganze Volk. Die christliche Missionierung, die Entstehung von eigenständigen Landeskirchen und des Klosterwesens erfolgte in engem Austausch zwischen West und Ost. Missionare, wie die Heiligen Wolfgang, Adalbert von Prag und Otto von Bamberg, bereiteten den Weg, ihnen folgten bald von Bayern, Franken und Sachsen ausgehende Klostergründungen der Benediktiner und Zisterzienser. Es entstand über die Jahrhunderte ein enger Austausch und kirchlicher Kulturtransfer.

Deckenfresko in der ehem. Abteikirche St. Peter und Dionysius, Koster Banz / *© Reinhold Möller*

Bildungszentrum Kloster Banz der Hanns-Seidel-Stiftung / *© Reinhold Möller*

Professor Dr. Andreas Otto Weber, Januar 2022 / *© Lilia Antipow*

Dr. Renata Skowrońska / *© Lilia Antipow*

Professor Dr. Wolfgang Wüst, Januar 2022 / *© Lilia Antipow*

Die HDO-Studientage sollten diese Entwicklungen mit wissenschaftlichen und studentischen Vorträgen zur bayerischen, polnischen und böhmisch-mährischen Kirchengeschichte in den Blick nehmen.

Im ersten Tagungsteil bot Andreas Otto Weber mit seinem Vortrag „Das Bistum Bamberg und die Slawenmission“ einen Einblick in das Früh- und Hochmittelalter. Ausgehend von der Bamberger Bistumsgründung im Jahre 1007 und der Frage nach einem regionalen Slawentum und dessen Missionierung im heutigen Oberfranken, zeigte er die Konzeption des Bistums durch Kaiser Heinrich II. als weit über die engen Bistumsgrenzen hinausgehendes Zentrum der Slawenmission in den deutsch-slawischen Übergangsräumen des Reiches auf. In einem weiteren Vortrag stellte Weber dar, wie diese Konzeption in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit der Pommernmission des Bischofs Otto von Bamberg erneut zum Tragen kam. Studentische Referate von Ronja Kendrat, Johannes Gebhardt, Laura Neugebauer und Raphael Hübner boten eine Ergänzung und Erweiterung: Mittels der Darstellung des Lebens des Hl. Adalbert von Prag in den bronzenen Domtüren von Gnesen wurde dessen Missionsversuch der heidnischen Pruzzen beleuchtet. Einen Blick in die Mission des Mährischen Raumes bot eine Analyse des Konfliktes um den Missionar Method und dessen Zusammenhang mit dem morgenländischen Schisma zwischen römisch-katholischem und orthodoxem Christentum. Außerdem wurde am Beispiel Böhmens die Rolle der Kirche und Klöster für den Aufbau und die Unterstützung deutschrechtlicher Siedlungen in Böhmen im 12. und 13. Jahrhundert vorgestellt. Anknüpfend an die Pruzzenmission des Hl. Adalbert durfte auch der Deutsche Orden und seine Eroberungs- und Missionspolitik unter dem Ordenshochmeister Hermann von Salza als Thema nicht fehlen. Dr. Renata Skowrońska erweiterte diese Perspektive noch genereller, indem sie den Deutschen Orden als geistliche Institution und Mittler zwischen Ost und West analysierte.

Ein Festvortrag im Kaisersaal von Kloster Banz von Professor Dr. Wolfgang Wüst, dem langjährigen Inhaber des Erlanger Lehrstuhls für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte, führte wieder ins Kernland des Heiligen Römischen Reiches zurück und in die Frühe Neuzeit. Er bot ein breitgefächertes Panorama der bayerischen Klosterlandschaft in dieser Epoche. Die Rolle Frankens als Zentrum der Ausbreitung der reformatorischen Idee wurde von Andreas Otto Weber dargestellt, indem er zeigte, wie Markgraf Georg von Brandenburg-Ansbach ein fränkisch-schlesisches Kommunikations- und Dynastiennetzwerk aufbaute und in seine schlesischen Herrschaftsgebiete mit Hilfe fränkischer Reformatoren und Kirchenordnungen die Reformation brachte.

Abgerundet wurde die Tagung durch eine Exkursion. Diese leitete der Bezirksheimatpfleger von Oberfranken, Professor Dr. Günter Dippold. Er führte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Tagung in die Sakrallandschaft am Obermain. Zunächst ging es zur barocken Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen. Dippold machte uns dort mit der langen Entstehungsgeschichte der örtlichen Wallfahrt und der komplizierten Baugeschichte dieses ungewöhnlichen Kirchenbaus unter dem Baumeister Balthasar Neumann bekannt. Höhepunkt dieser Besichtigung war ein Orgelkonzert mit dem Organisten Georg Hagel (Absolvent des Mozarteums), das wir auf der Orgelempore genießen konnten. Anschließend führte uns Dippold zurück in das Kloster Banz und zeigte uns die klösterlichen Prunkräume und deren Bildprogramm sowie die von Johann Dientzenhofer erbaute Klosterkirche. Auch hier wurden wir erneut mit einem kleinen Orgelkonzert von Georg Hagel verwöhnt.

Teilnehmer der Studientage, Januar 2022/ *© Lilia Antipow*

Wratislaus, Herzog in Pommern, empfängt mit zahlreichem Gefolge den hl. Otto und dessen Priesterschaft und schwört dem Heidentum ab, 1124

Heinrich II. als Stifter: Miniatur im Evangelistar aus Seeon, 11 Jhr. / *Bamberg, Staatsbibliothek*

Glaubensflüchtlinge

Im Jahr 2023 fanden die 13. HDO-Studientage vom 2. bis 5. Februar wieder in Kloster Banz statt. Das Thema lautete: *„Glaubensflüchtlinge vom 16. bis 19. Jahrhundert zwischen dem Heiligen Römischen Reich und seinen östlichen Nachbarregionen“.*

Seit der Vertreibung der Juden aus Spanien im Jahr 1492 wurden in Europa immer wieder Menschen aus ihrer Heimat wegen ihres Glaubens vertrieben oder mussten in andere Regionen fliehen. Infolge der Reformation und der Konfessionalisierung im Heiligen Römischen Reich teilte sich Mitteleuropa mehr und mehr in altgläubig-katholisch beherrschte und evangelisch und reformiert beherrschte Gebiete auf. Der Augsburger Religionsfriede brachte mit der Formel „cuius regio eius religio“ den Reichsständen (weltliche und geistliche Fürstentümer und Reichsstädte) die Möglichkeit, einerseits in ihrem Territorium die Konfession zu bestimmen und andererseits Untertanen, die sich nicht zur Konfession des Landesherren bekennen wollten, auszuweisen. Aus vielen katholisch beherrschten Gebieten des Reichs wurden auf diese Weise evangelische und reformierte Christen, aber auch Katholiken

Die um des Evangeliums willen vertriebenen Salzburger, Kupferstich, David Ulrich Boecklin, Leipzig 1732

Abbildung von der Teutschen Reformirten Kirchen in Erlang, wie solche gegen Mittag [= Norden] anzusehen, um 1780

Das Bergbau- und Gotikmuseum Leogang Österreich, o.J. / *Wikimedia Commons*

zur Auswanderung in Gebiete gezwungen, in denen sie ihre Konfession behalten konnten.

In Frankreich führte die Verfolgung der protestantischen Hugenotten nach 1685 zu einer großen Auswanderungswelle in die evangelischen Reichsterritorien. Ganze Hugenottenstädte, wie das mittelfränkische Erlangen, Hanau und Bad Karlshafen in Hessen, wurden für sie erbaut. Zuvor waren schon Protestanten aus den österreichischen Erzherzogtümern als „Exulanten" in evangelische Herrschaften in Franken geflohen. Zahlreiche Glaubensflüchtlinge wählten ihr Fluchtziel auch in östlichen Nachbarregionen des Reichs: Viele Mennoniten kamen als Siedler ins in Glaubensfragen weitgehend tolerante Polen oder nach Mähren.

Noch im 18. Jahrhundert wurden dann etwa 20.000 Protestanten, die ihren Glauben geheim ausübten, aus dem Fürsterzbistum Salzburg vertrieben und zum großen Teil in Ostpreußen, aber auch in den USA angesiedelt. Aus Oberösterreich und der Steiermark ließen die Habsburger ebenfalls „Kryptoprotestanten" bis nach Siebenbürgen deportieren, wo bereits die evangelischen Siebenbürger Sachsen lebten.

Auch diesmal standen wissenschaftliche und studentische Vorträge auf dem Programm, die diese Entwicklungen im Detail in den Blick nahmen. Die studentischen Beiträge wurden in einem Hauptseminar von Professor Weber mit dem gleichen Titel vorbereitet und erarbeitet.

Am Donnerstag, 2. Februar, eröffneten HDO-Direktor Professor Dr. Andreas Otto Weber und die Leiterin der Polnischen Historischen Mission an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Dr. Renata Skowrońska, die Tagung. Es folgte am 3. Februar ein Vortragsblock, der sich mit Glaubensflüchtlingen aus dem österreichischen Raum beschäftigte:
Die Studentin Jasmin Schlee führte uns in die „Geschichte des Protestantismus in Oberösterreich und die Auswanderung nach Franken" ein. Sie zeigte darin die frühe Ausbreitung der reformatorischen Bewegung und deren Bekämpfung durch die österreichischen Erzherzoge und ging auf die Aufnahme in den evangelisch gewordenen Herrschaften Frankens, vor allem im Markgraftum Brandenburg-Ansbach ein.

Vier Vorträge beschäftigten sich mit der Protestantenvertreibung aus dem Territorium des Fürstbistums Salzburg, von der 1731/1732 etwa 20.000 evangelische Menschen, die ihren Glauben im Verborgenen ausgeübt hatten, betroffen waren. Für das Land des Bischofs war dies ein Verlust von einem Fünftel seiner Bevölkerung. Diese Entwicklung und ihre Vorgeschichte stellte Professor Weber einleitend selbst vor. Zwei studentische Referate erweiterten das Thema. Zuerst stellte Vadym Sherstnov den Weg der Salzburger Protestanten nach Ostpreußen vor, wohin der größte Teil der Betroffenen auf Einladung des preußischen Königs Friedrich Wilhelms I. in langer Fußreise kam. Auch die konkreten Bedingungen ihrer dortigen Ansiedlung, bei der z.B. in Gumbinnen eine nahezu geschlossene Salzburger „Kolonie" entstand, kamen zur Sprache. Auf dem Weg in diese ferne und für die Salzburger Gebirgsbewohner gänzlich fremde Gegend nahe der Ostsee kam ein großer Teil durch die Reichsstadt Augsburg, in der die Salzburger von ihren Augsburger Glaubensbrüdern kurzzeitig aufgenommen und verköstigt wurden. Darüber sprach Paul Wichtermann auf der Grundlage eines zeitgenössischen Bilderzyklus.

Die Salzburger Protestantenvertreibung wurde zeitgenössisch, vor allem in den evangelischen Territorien des Reiches stark wahrgenommen und medial verbreitet. Bis heute erinnern in der Salzburger Landschaft verschiedene Museen an das Ereignis und sammeln die Zeugnisse darüber. Ein herausragendes Beispiel dafür ist das Bergbau- und Gotikmuseum Leogang im Pinzgau. Wie dieses Museum entstand und dieses Thema seit Jahrzehnten erforscht, darstellt und in Erinnerung hält, berichteten uns der Gründer Professor Hermann Mayer-

Edikt von Ludwig XIV. zur Aufhebung des Edikts von Nantes [Édit de Louis XIV portant révocation de l'Édit de Nantes], erste Seite, Oktober 1685

hofer und der heutige Kustos Andreas Herzog. Im Rahmen dieses eindrucksvollen Vortrags wurde deutlich, dass die große Salzburger Emigration ein europäisches Medienereignis des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Durch die Präsentation von Originalen wie einer zeitgenössischen Augsburger Schraubmedaille mit darin enthaltenen Miniaturdarstellungen der Auswanderungsgeschichte wurde der Vortrag eindrucksvoll ergänzt.

Ein bislang kaum beachtetes und erforschtes Thema, das aber im Alltag zahlreicher Menschen der Frühen Neuzeit eine große Rolle spielte, eröffnete uns Professor Dr. Wolfgang Wüst. Unter dem Titel „Arbeitsmigration, Glaubensgrenzen und Beichten. Eine konfessionsgeladene Annäherung zwischen Heimat und Ferne" zeigte er auf, welche Rolle im multikonfessionellen Reich die Nachweise der Osterbeichte etwa für Handwerker spielten, die auf ihrer Ausbildungsreise auch in evangelischen Gegenden gearbeitet hatten. Die kirchenobrigkeitliche Kontrolle der Rechtgläubigkeit der Landesuntertanen erfasste so auch die Zeit der Abwesenheit aus der Heimat.

Ein weiterer Tagungsschwerpunkt, der von fünf Studentinnen und Studenten aus dem Hauptseminar gestaltet wurde, waren dann die Geschichte der Hugenotten in Frankreich, deren Ausweisung 1685 und die folgende Ansiedelungsgeschichte in Franken. Zuerst legte Naemi Müller die Grundzüge der Geschichte des Protestantismus im Königreich Frankreich bis zum Edikt von Fontainebleau 1685 dar. Ausgehend vom frühen Protestantismus der 1520er Jahre und seiner Verfolgung, kam es seit den 1530er Jahren zu einer heimlichen Ausbreitung des Calvinismus und in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu den Hugenottenkriegen. Generell war die Situation in Frankreich im Gegensatz zum Alten Reich zwischen Katholiken und protestantischen Hugenotten von erheblichem gegenseitigen Gewaltpotenzial gekennzeichnet. Diesem folgte unter der Herrschaft des Hugenotten Heinrich von Navarra, der 1598 im Edikt von Nantes 1598 die Religionsfreiheit verfügte, eine 20-jährige friedliche Entwicklung. Der sich seit den 1620er Jahren entwickelnde Absolutismus führte zu Hugenottenaufständen und starken Verfolgungswellen, deren Höhepunkt das von Ludwig XIV. 1685 verfügte Edikt von Fontainebleau darstellte, welches eine Fluchtwelle von etwa einer Viertelmillion Hugenotten aus Frankreich auslöste. Ein Großteil der Hugenotten floh in deutsche protestantische Territorien, wo sie 40 Jahre nach dem 30-jährigen Krieg auch als Wirtschaftsfaktor und Fachkräfte willkommen waren. Dies wurde im Referat von Ronja Kentrat deutlich. Julia Fritscher und Julia Kubilinski berichteten in einem zweigeteilten Referat über die Entstehung der Hugenottenstadt Erlangen und andere Hugenottenorte in Deutschland. Am Beispiel von Erlangen analysierte Johannes Maag die aus Hugenotten und Einheimischen bestehende Gesellschaft und die zwischen diesen Gruppen der Stadtbevölkerung entstandenen Konflikte. Ergänzt wurde dieser Tagungsteil durch eine Exkursion nach Erlangen, wo uns André Widmann M.A. vom Erlanger Stadtmuseum, ein früherer Student von Professor Weber durch die Hugenottenkirche und die in den Jahren nach 1686 entstandene barocke Erlanger Neustadt führte. Den Abschluss bildeten dann zwei Vorträge. Dr. Renata Skowrońska beschäftigte sich mit der Glaubensfreiheit in der Ersten Polnischen Republik. Sie beschrieb darin die Einwanderung von Mennoniten und ihre Ansiedlung an der Weichsel als Beispiel für polnische Konfessionsverhältnisse vom 16. bis ins 18. Jahrhundert. Sophie Otts Vortrag machte uns mit den „Landlern" bekannt. Sie waren Kryptoprotestanten aus Oberösterreich (vor allem aus dem Salzkammergut), die nach 1734 unter Kaiser Karl VI. aus ihrer Heimat nach Siebenbürgen deportiert wurden, um dort neben den protestantischen Siebenbürger Sachsen angesiedelt zu werden.

Ein alter Transmigrant und eine jüngere Transmigrantin, kolorierte Federzeichnung, Daniel Joseph Leonhard, Die Bewohner Siebenbürgens, 1816

Würzburg, Schedel'sche Weltchronik, Blatt 159v/160r, Holzschnitt, 1493

Urbanismus

Im Jahr 2024 lautete das Thema der 14. HDO-Studientage *„Urbanismus im Heiligen Römischen Reich und seinen östlichen Nachbarregionen"*. Sie fanden vom 11. Januar bis 14. Januar wieder in Kloster Banz statt.

Städte waren das große Innovationsmodell als Siedlungs-, Rechts-, Gesellschafts- und Wirtschaftsform des hohen Mittelalters. Ausgehend von Italien und Frankreich breitete sich das Modell der autonomen Stadt im hohen und späten Mittelalter im ganzen Reich und bald auch in seinen östlichen Nachbarregionen aus. Das Seminar untersuchte dieses Phänomen am Beispiel Frankens, einer der Kernlandschaften des Heiligen Römischen Reiches, und seiner im östlichen Europa gelegenen Nachbarregionen. Mit Blick auf den Ostseeraum, Schlesien und Ungarn wurde die Perspektive auf die Regionen im östlichen Europa erweitert.

Der erste Vortragsteil diente der Begriffsklärung. Laureta Aliu stellte die Frage: „Was ist eine Stadt?" Dabei umriss sie die Begriffe „Stadt", „Urbanismus" und „Stadtentwicklung" und stellte diese in ihrer jeweiligen Bedeutung in historischer Perspektive vor. Hannelore Zapf gab einen Überblick über Stadtrechte im mittelalterlichen Reich und ihre Vorbilder in Europa. Im zweiten Teil wurden dann stadtgeschichtliche Phänomene in Franken in den Blick genommen. Zunächst stellte uns Patrizia Ziegler die ältesten Städte in Franken vor, nämlich die drei Bischofsstädte dieser Kernlandschaft des Alten Reiches: Würzburg, Eichstätt und Bamberg. Alle diese drei Städte entstanden im Umfeld eines frühmittelalterlichen Bischofssitzes und entwickelten sich oft im Konflikt mit der bischöflichen Stadtherrschaft zu innerlich autonomen Städten. Wie sich in diesen und anderen fränkischen Städten die städtische Gesellschaft entwickelte und welche sozialen und politische Gruppen dabei entstanden, war das Thema des Referats von Naemi Müller. Sie analysierte dabei das Stadtbürgertum und seine unterschiedlichen sozialen Schichten sowie die sog. „unterbürgerliche" Stadtbevölkerung ohne Bürgerrecht, die aber in jeder bedeutenden mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt einen großen Teil der Bevölkerung ausmachte. Nürnberg ist bis heute die größte Stadt Frankens. Ihre Entwicklung von einem vorurbanen Lebensraum über die Entstehung einer königlichen Burg mit daran angehängter Burgsiedlung bis zur autonomen Stadt mit einer patrizischen Führungsschicht stellte Jülide Jakir vor. Wie sich diese Führungsschicht der Ratsgeschlechter der Reichsstadt Nürnberg vom 14. Jahrhundert bis in die Frühe Neuzeit veränderte, welche „neuen" Familien den beherrschenden Kreis, der Zutritt zur Ratstanzstube hatte, erweiterten, stellte Benjamin Kupek in einem Vortrag dar. Innerhalb der Bevölkerung Nürnbergs gab es schon im Hochmittelalter zahlreiche Juden. Wie sich deren Leben im Lauf der Jahrhunderte zwischen Eingebundenheit und Verfolgung darstellte, stellte Felix Hoch in seinem Referat „Juden als Stadtbewohner – Lebenswirklichkeiten und Verfolgung" vor. Franken war bereits im Mittelalter eine Region mit zahlreichen Städten unterschiedlichster Größe. Eine Gruppe ragt wegen ihrer politischen Sonderstellung heraus, nämlich die Reichsstädte Nürnberg, Rothenburg, Schweinfurt, Weissenburg und Windsheim. Ihre Genese und ihren besonderen Rechtsstatus als reichsunmittelbare Städte, die nur den Kaiser als über sie gestellte Gewalt akzeptierten, erläuterte uns Carina Merkl in ihrem Referat.

Professor Dr. Wolfgang Wüst sprach in seinem Vortrag über „Frühmoderne ‚Städtebänke' – Gremien urbaner Interessensverbände in Kreis- und Reichstagen". Damit sprach er die Vertretung der fränkischen Städte in den Versammlungen der Kreisstände in den Reichskreisen und die Versammlungen der

Reichsstände auf Reichsebene an. Da die fränkischen Reichsstädte sowohl Sitz und Stimme im Reichstag wie auch in den Kreistagen hatten, konnten sie hier den anderen Ständen (z. B. den Markgrafen von Brandenburg-Ansbach oder den Fürstbischöfen von Bamberg) gegenüber ihre Positionen vertreten. Auf den Reichstagen verteilten sich die Vertreter der Reichsstädte auf zwölf Bänken im Regensburger Rathaussaal, dem sog. Reichssaal. Meist ließen sich die fränkischen Reichsstädte auf den Kreis- oder Reichstagen von einem gemeinsamen Gesandten vertreten, sodass ein gemeinsames Handeln in den Abstimmungen ihre politische Bedeutung verstärken konnte.

Der nächste Tagungsteil führte uns von Franken in die Nachbarregionen im östlichen Europa.

Anknüpfend an das Referat ihrer Kommilitonin Hannelore Zapf gab Jasmin Schlee einen Überblick über die deutschen Stadtrechte im östlichen Europa. Parallel zur von den Landesherren des östlichen Europa (Piasten in Polen, Přemysliden in Böhmen) geförderten Ansiedlung von deutschsprachigen und anderssprachigen Einwanderern kam es auch zur Übernahme des westlichen Modells der autonomen Stadt mit eigener Verfasstheit in Form bestimmter Stadtrechte. So wurde das Stadtrecht von Lübeck in den Städten entlang der Ostsee in Pommern und Westpreußen bestimmend, während dasjenige von Magdeburg eine weite Verbreitung in Brandenburg, der Neumark, Schlesien, Nordböhmen, Ostpreußen und bis weit hinein in den polnischen Raum (Warschau) fand. Stadtrechte aus dem Süden Deutschlands wurden bei Gründungen im südlichen Böhmen und Mähren übernommen und den lokalen Gegebenheiten angepasst.

Diesem Überblick folgten Referate zu einzelnen Regionen: Alexander Sandner gab uns einen detailreichen Einblick in die Siedlungsgeschichte des zum Königreich Ungarn gehörenden

Das Fürstliche Schloss zu Oppeln in Ober-Schlesien, vor 1776 / *Wikimedia Commons*

Siebenbürgens und über die dort nach deutschem Stadtrecht gegründeten Städte wie Hermannstadt oder Kronstadt. Larissa Schindele führte uns in das vom Deutschen Orden etablierte Ordensland Preußen und stellte die dortigen Stadtgründungen, allen voran Königsberg vor. Rebecca Isaaks beschäftigte sich in ihrem Referat mit den geplanten Städten in Schlesien, wobei sie den Typus der Lokatorenstädte an konkreten Beispielen wie Breslau erläuterte. Vadym Sherstnov ging auf die Details der Entwicklung der Stadt Danzig zwischen Ordensherrschaft und freier Stadtrepublik unter polnischer Oberhoheit (1454–1793) ein, die sich auf mehrere einzelne städtische Gemeinden aufteilte. Auch die bedeutende Rolle dieser zur Hanse gehörenden Stadt für die Getreideversorgung des nördlichen Ostseeraums stellte er vor.

Eine Exkursion nach Forchheim, die von Professor Weber gemeinsam mit Moritz Büttner geleitet wurde, zeigte dessen wichtigste Denkmäler und Funktionen: Da Forchheim eine wichtige Stadt und Landesfestung des Fürstbistums Bamberg war, verfügt es nicht nur über die bedeutende Pfarrkirche St. Martin, sondern auch über die Klosterkirche St. Anton und verschiedene bischöfliche Amtsgebäude, eine bischöfliche mittelalterliche Nebenresidenz, ein stattliches Rathaus mittelalterlichen Ursprungs und eine weitgehend erhaltene Stadtbefestigung mit Bastionen aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Den Abschluss der Tagung bildeten am Sonntag ein wissenschaftlicher und ein studentischer Vortrag. Dr. Renata Skowrońska führte uns nach Thorn[1] und stellte die Entwicklung der räumlichen Struktur der Städte im Ordensland Preußen am Beispiel von Altstadt und Neustadt Thorn vor. Michael Gerhäuser ging in seinem Referat auf die Genese des Städtebundes der Hanse und deren Bedeutung auch als militärisch agierende Handelsmacht im Nord- und Ostseeraum ein.
Nach einer Abschlussdiskussion endete die Tagung mit dem gemeinsamen Mittagessen in den schönen Speisesälen von Kloster Banz.

Exkursion nach Forchheim, 13. Januar 2024 / *© Patricia Erkenberg*

1 poln. Torún (heute Polen).

Andreas Otto Weber _ „Ungarn und Europa in Vergangenheit und Gegenwart“ _ Studienreise

Seit 1989 existiert eine fruchtbare Kooperation des HDO mit der Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung in Dillingen (ALP) an der Donau, der zentralen Fortbildungseinrichtung für Lehrer in Bayern zum Thema der deutschen Geschichte im östlichen Europa. Vom 23. bis 31. Mai 2024 boten wir erneut einen Auslandslehrgang als Exkursion nach Ungarn an, der unter der bayerischen Lehrerschaft der Fächer Geschichte und Sozialkunde wieder gut nachgefragt war. Zusätzlich zu den Lehrerinnen und Lehrern konnten auch weitere Personen aus dem Bekannten- und Besucherkreis des HDO teilnehmen. So gehörten der Landesvorsitzende der Landsmannschaft der Ungarndeutschen, Georg Hodolitsch, und der langjährige Ordinarius für Osteuropäische Geschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, Professor Dr. Helmut Altrichter, zur Reisegesellschaft.

Das Reiseprogramm wurde vom HDO-Team – unter maßgeblicher Beteiligung von Patricia Erkenberg – in Zusammenarbeit mit der Dillinger Referentin OStRin Marietta Hofmann erarbeitet. Gemeinsam mit ihr leiteten Professor Dr. Andreas Otto Weber und Dr. Lilia Antipow die Studienreise.

Ziel der Exkursion war es, ein Land, dessen Politik in der öffentlichen Diskussion in Deutschland derzeit sehr kontrovers behandelt wird, facettenreich und aktuell vorzustellen und den Lehrkräften die Möglichkeit zu geben, sich selbst ein Bild von der geschichtlichen Genese und der aktuellen Situation des Landes zu machen. Wie bei allen bisherigen gemeinsamen Auslandslehrgängen war auch die Geschichte und Gegenwart der deutschen Bevölkerung des Landes ein Thema, das mit Besuchen und Begegnungen breiten Raum im Programm einnahm.

Rektor der Andrássy Universität Budapest, Prof. Dr. Zoltán Tibor Pállinger, und HDO-Direktor, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, Andrássy Universität, Budapest, 24. Mai 2024 / *© Uwe Beck*

Besuch der Reisegruppe bei der Andrássy Universität, Budapest, 24. Mai 2024 / *© Uwe Beck*

Station Budapest

Nach dem Anreisetag an 23. Mai, an dem die Teilnehmerinnen und Teilnehmer entweder gemeinsam mit dem Bus oder individuell nach Budapest kamen, diente der erste Programmtag, der 24. Mai, vor allem der Diskussion über die aktuelle politische Situation Ungarns. So besuchten wir am Vormittag die deutschsprachige Andrássy Universität Budapest, wo wir von deren Rektor Professor Dr. Zoltán Tibor Pállinger und der Politikwissenschaftlerin Professorin Dr. Ellen Bos empfangen wurden.

Professor Pállinger stellte uns diese 2001 gegründete, einzige vollständig deutschsprachige und europäisch ausgerichtete Universität außerhalb des deutschen Sprachraums vor. Sie ist in Ungarn akkreditierte Universität und wird von fünf Partnerländern getragen: Deutschland, Bayern, Baden-Württemberg, Österreich und Ungarn. Dabei gab er einen Einblick in die Masterstudiengänge in den Bereichen Geschichte und Kultur, Politik und Diplomatie, Recht und Verwaltung, Wirtschaft und Management sowie in das interdisziplinäre Ph.D.-Programm.

Frau Professorin Dr. Ellen Bos, Inhaberin des Lehrstuhls für Vergleichende Politikwissenschaft mit Schwerpunkt Mittel-

Prof. Dr. Andreas Otto Weber, der Parlamentsabgeordnete der deutschen Minderheit, Emmerich Ritter, und der Landesvorsitzende der Landsmannschaft der Ungarndeutschen in Bayern, Georg Hodolitsch, Parlament von Ungarn, Budapest, 25. Mai 2024 / *© Gregor Gallai*

Reisegruppe im Parlament von Ungarn, Budapest, 25. Mai 2024 / *© Gregor Gallai*

und Osteuropa in der EU und zugleich Prorektorin für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs sowie Leiterin der Doktorandenschule der Universität, gab uns anschließend einen umfassenden, wissenschaftlich fundierten Einblick in das politische System Ungarns, in die nationale Demokratieentwicklung und in die Entwicklungen unter Ministerpräsident Viktor Orbán.

Nach diesem informativen Vortrag wurden aus dem Kreis der Mitreisenden zahlreiche Fragen gestellt, so dass sich eine rege und weiterführende Diskussion ergab. Insgesamt bot der Besuch bereits ein gutes Wissensfundament über die politische Entwicklung Ungarns in den letzten Jahrzehnten bis in die Gegenwart.

Am Nachmittag folgte eine Stadtführung durch das Stadtzentrum von Budapest durch den Stadtführer Gergely Szabó. Dabei waren besonders die Führung durch das jüdische Viertel und der Besuch der Großen Synagoge eindrucksvoll. Am späten Nachmittag wurden wir dann von Dr. Bence Bauer, dem Leiter des Deutsch-Ungarischen Instituts des Matthias Corvinus Collegiums, empfangen. Dr. Bauer stellte uns sowohl seine Arbeit als auch das Konzept einer „nichtliberalen Demokratie“ der ungarischen Regierung unter Viktor Orbán vor. Anschließend kam es darüber und über Ungarns derzeitige Politik gegenüber der EU zu einer kontroversen Diskussion, an der sich auch deutsche Gastwissenschaftler des Collegiums beteiligten.

Am Samstagvormittag konnten wir auf Einladung des Abgeordneten der deutschen Minderheit, Emmerich Ritter, das 1885–1904 im Stil der Neogotik errichtete ungarische

Kuppelhalle, Parlament von Ungarn, Budapest / *© Alex Proimos*

Parlament besuchen. Das prachtvolle Gebäude am Donauufer wurde vom ungarndeutschen Architekten Imre Steindl entworfen. Am Anfang des Besuchs stand ein ausführliches Gespräch, in dem Emmerich Ritter über die ungarische Minderheitenpolitik berichtete und viele Fragen aus dem Teilnehmerkreis beantwortete. Danach führte uns der Abgeordnete persönlich durch die neoklassizistischen Innenräume, Sitzungssäle und Repräsentationsräume und zeigte auch die im beeindruckenden Kuppelsaal verwahrte und unter ständiger Bewachung stehende heilige Stephanskrone. Sie wird in einem Glasschrein zusammen mit Zepter und Reichsapfel auf einem roten Samtkissen ruhend präsentiert.

Werischwar

Nach einer ausführlichen Mittagspause fuhren wir am Nachmittag mit dem Reisebus in die 20 km nordwestlich von Budapest gelegene Stadt Werischwar[1]. Diese Stadt mit 14500 Einwohnern wurde in den Jahren um 1700 von Deutschen aus dem süddeutschen Raum besiedelt. Durch die Eröffnung eines Bergwerks um 1900 entstand eine multiethnische Bevölkerung. 1945/46 blieb die deutsche Bevölkerung hier weitgehend von der Vertreibung verschont. So gilt der Ort heute als die größte ungarndeutsche Siedlung im Land. Dort besuchten wir das deutschsprachige Friedrich-Schiller-Gymnasium, das größte Nationalitätengymnasium Ungarns. Die Schulleiterin Erika Bogár-Szabó erläuterte uns unterstützt von Schülerinnen und Schülern das Schulprofil und -leben. Den Richtlinien des Nationalitätenunterrichts entsprechend werden an dieser Schule mindestens 50% der Wochenstunden folgender Fächer auf Deutsch unterrichtet: Deutsche Sprache und Literatur, Geschichte, Erdkunde, Volkskunde, Ethik, Tanz und Drama, Medien und visuelle Kultur, Künste, Musik und in ausgewählten Gruppen Mathematik und Sport. Die im Fach Volkskunde erlernten Inhalte können die Schüler in Volkstanzgruppen, Blaskapellen oder anderen Kulturgruppen in ihren Heimatorten einbringen. Jedes Jahr veranstaltet die Schule den traditionellen Schwabenball (Schiller-Ball) und den Schiller-Tag.

1 Ung. Pilisvörösvár.

Nach diesem beeindruckenden Besuch ergab sich spontan die Möglichkeit, am zehnjährigen Jubiläumsfest des Werischwarer Heimatwerks im Haus der Künste teilzunehmen. Dort wurden wir Zeugen der beeindruckenden Folklore der örtlichen Ungarndeutschen, die ihr Jubiläum mit einem in donauschwäbischer Mundart vorgetragenen Theaterstück, kombiniert mit Tänzen, Gesängen und Festreden feierten. Nach dieser fernsehreifen und umjubelten Veranstaltung gingen wir in ein donauschwäbisches Restaurant zu einem lokaltypischen Abendessen, bevor es mit dem Bus zurück nach Budapest ging.

Mohács, Fünfkirchen, Nimmesch

Am Sonntag, den 26. Mai, verließen wir Budapest Richtung Süden. Erster Programmpunkt des Tages war der von Marietta Hofmann geleitete Besuch der Gedenkstätte an die Schlacht von Mohács von 1536. Noch im Bus hatte Professor Altrichter uns spontan die historischen Hintergründe und Entwicklungen dieser für Ungarns Geschichte über Jahrhunderte bestimmenden Niederlage erläutert. Die Gedenkstätte selbst zeigte sich sehr in die Jahre gekommen, und wir besuchten eine Ausstellung über die an der Schlacht beteiligten Kräfte Ungarns und des Osmanischen Reichs.

Nach einer Mittagspause in der Gedenkstätte ging es dann weiter nach Fünfkirchen[2]. Dort wurden wir zunächst durch die neoromanische Kathedrale St. Peter und Paul geführt, die an der Stelle des mittelalterlichen romanischen Doms steht und noch Teile davon enthält. Neben der Kathedrale besuchten wir anschließend die zum Weltkulturerbe gehörende frühchristliche, spätantike Nekropole mit ihren mehr als fünfzehn freskengeschmückten Grabkammern. Anschließend spazierten wir vorbei an der Moschee Gazi Khassim Pascha, die heute als Marienkirche dient, über den Stadtplatz zum Hotel.

Den Montag verbrachten wir ganz in Fünfkirchen. Am Vormittag stand der Besuch der NGO Emberség auf dem Programm, wo uns Vilja Arató und András Nyirati mit den Bedingungen des zivilgesellschaftlichen Lebens im heutigen Ungarn vertraut machten. Diese nicht von der Regierung unterstützte Organisation beschäftigt sich vor allem mit den Menschenrechten und arbeitet dazu mit über 50 Schulen zusammen. Die Themen sind: Chancengleichheit, Demokratie, aktive Bürgerschaft, soziale Verantwortung und Solidarität. Dazu werden unter anderem Spiele entwickelt.

Nach der Mittagspause empfing uns Zoltán Schmidt, der Vorsitzende des Regionalbüros Branau[3] (Region Fünfkirchen) der Landesselbstverwaltung der Deutschen in Ungarn, im Komitatshaus und informierte uns ausführlich über die aktuelle Situation des Verbands. Auch nach seinem Vortrag wurden wieder viele Fragen gestellt und beantwortet.

Am Dienstag stand eine Fahrt in die Umgebung von Fünfkirchen auf dem Programm. Im donauschwäbischen Dorf Nimmesch[4] wurden wir von Anniko Kramm von der deutschen Selbstverwaltung durch den Ort geführt und besuchten mit ihr

2 ung. Pécs.

3 ung. Baranya.
4 ung. Himesháza.

Konzertdarbietung des Werischwarer Heimatwerks, Werischwar, 25. Mai 2024 / *© Lilia Antipow*

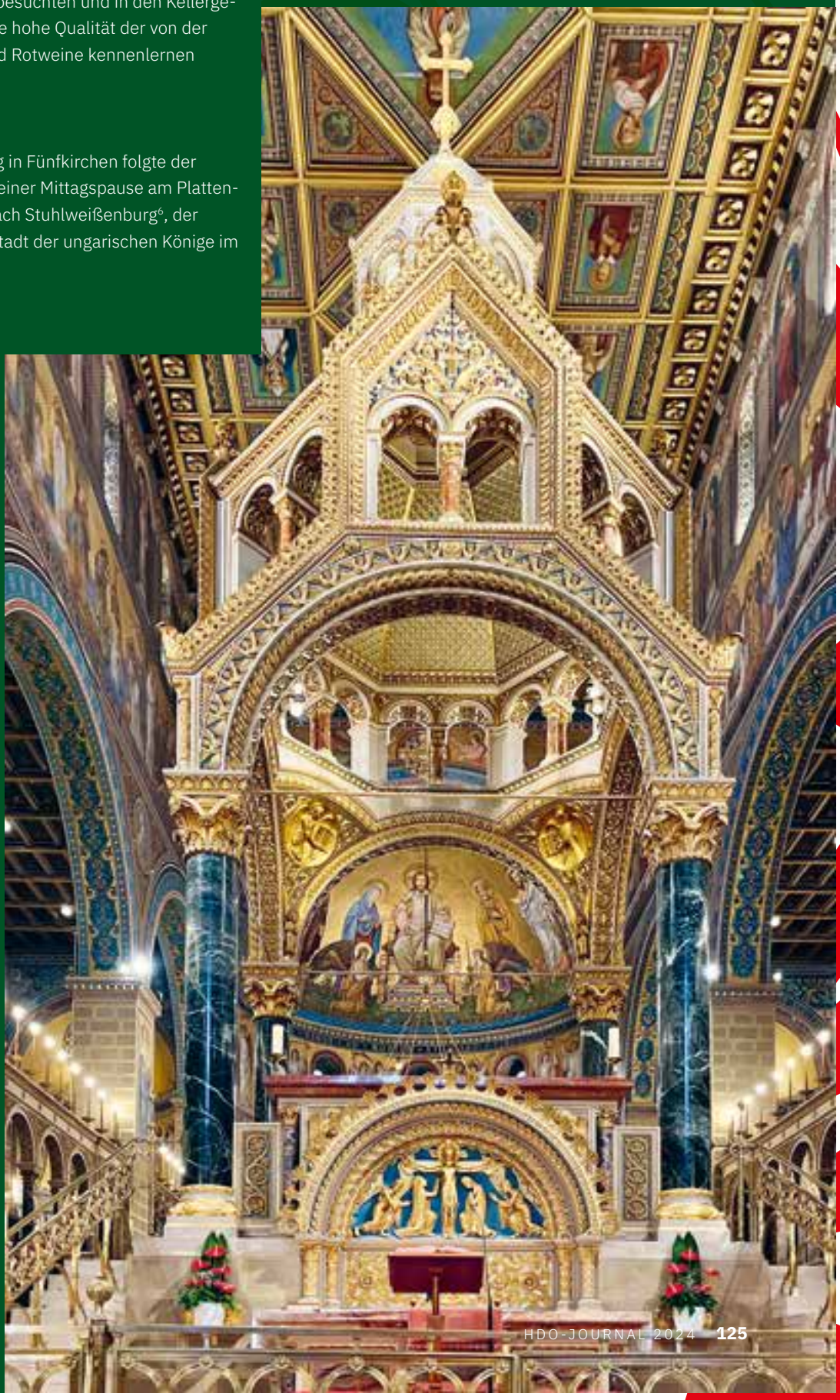
Figurine in der Gedenkstätte der Schlacht von Mohács, 26. Mai 2024 / *© Lilia Antipow*

die örtliche Heimatstube, in der die Volkskunde und Geschichte der dortigen ungarndeutschen Bevölkerung sowie die der ebenfalls ansässigen Szekler-Ungarn präsentiert werden. Am frühen Nachmittag ging es dann weiter in die Weinregion um Wieland[5], wo wir das Weingut der ungarndeutschen Familie Neuperger besuchten und in den Kellergewölben bei einer Weinprobe die hohe Qualität der von der Familie produzierten Weiß- und Rotweine kennenlernen konnten.

Stuhlweißenburg

Nach der letzten Übernachtung in Fünfkirchen folgte der erste Tag der Rückreise. Nach einer Mittagspause am Plattensee im Ort Siófok kamen wir nach Stuhlweißenburg[6], der alten Bischofs- und Krönungsstadt der ungarischen Könige im

5 ung. Villány.
6 ung. Székesfehérvár.



St. Peter-und-Paul-Kathedrale, Fünfkirchen, 26. Mai 2024 / *© Lilia Antipow*

T-Shirt mit Textaufdruck im lokalen donauschwäbischen Dialekt, Nimmesch, 28. Mai 2024 / *© Lilia Antipow*

v.l.n.r.: Dr. Gertrud Peschel-Krömker, Anniko Kramm, Prof. Dr. Andreas Otto Weber, Nimmesch, 28. Mai 2024 / *© Lilia Antipow*

Mittelalter. Dort wurden wir von der Stadtführerin Andrea Mayer durch den Ruinengarten mit den Ausgrabungen der Krönungsbasilika und ins Rathaus der Stadt geführt. Anschließend führte Professor Weber durch den historischen Kern dieser von den Habsburgern, insbesondere von Königin Maria Theresia stark geförderten Stadt. Der Rundgang führte vorbei am Csöpenszky-Haus, einem der schönsten Jugendstilgebäude Ungarns, dem Arpadenbad im Sezessionsstil und der Karmeliterklosterkirche St. Joseph zur Kathedrale St. Stefan. Dieser barocke Dom steht auf der Stelle der ersten ungarischen Herrscherresidenz, des Palastes vom Großfürsten Géza (Vater Stefan I.), und bildet das Zentrum des ältesten historischen Stadtkerns. Er wurde 1758–1768 nach Plänen von Martin Grabner erbaut. Neben dem Dom sahen wir die St. Anna Kapelle, den einzigen Bau, der die osmanische Besatzung überstanden hat. Ein paar Schritte weiter stießen wir auf die Franziskanerkirche St. Emmerich, die 1720–1743 im Barockstil errichtet wurde.

Unweit davon steht das Rathaus, das Palais Zichy von 1690, einst Besitz eines der ältesten und bedeutendsten Hochadelsgeschlechter des Königreichs Ungarn. Der gegenüber liegende Bischofspalast wurde 1790–1801 aus Steinen der mittelalterlichen Basilika errichtet.

Nach einem kurzen Besuch der Zisterzienserkirche (ursprünglich Jesuitenkloster, dann bis 1813 Paulinerkloster) mit ihrem Deckenfresko, das der Breslauer Künstler Caspar Franz Sambach mit lokalen Meistern schuf, kamen wir über das Vörösmarty-Theater zu unserem Hotel, wo wir die letzte Nacht in Ungarn verbrachten.

Bratislava

Am Donnerstag, dem Fronleichnamstag, brachte uns der Bus über die ungarisch-slowakische Grenze in die slowakische Hauptstadt Bratislava[7].

Die Stadt war nach der Schlacht von Mohács jahrhundertelang die Hauptstadt Ungarns und bis 1830 die Krönungsstadt der ungarischen Könige aus dem Haus Habsburg. Nach einer Mittagspause führte uns der Stadtführer Mgr. Pavel Šimove kenntnisreich auf der Route des Krönungsweges vom Martinsdom durch die historische Altstadt des alten Pressburg.

7 dt. Preßburg.

Auswanderer-Denkmal, Nimmesch / *© Lilia Antipow*

Am späteren Nachmittag brachte uns unser Bus hinauf zur Burg, wo Professor Weber die Führung übernahm. Als sich im 9. Jahrhundert das slawische Mährische Großreich entwickelt hatte, wurde hier bereits eine Befestigung mit einer dreischiffigen Basilika errichtet. Die Burg wurde 805 und wieder 907 in den Salzburger Annalen als „Brezalauspurc“ erwähnt, im 11. Jahrhundert entstand ein vorromanischer mittelalterlicher Steinpalast und im 13. Jahrhundert die arpadische Burg mit einem romanischen Wohnturm. Dieser wurde im 15. Jahrhundert unter dem böhmischen König Sigismund von Luxemburg in eine Vierflügelanlage umgebaut und mit Toren und Bastionen erweitert. Nach der Schlacht bei Mohács wurde die Burg zum Sitz des Habsburgers Ferdinand I. als König von Ungarn. 1552 – 1562 erfolgte ein Umbau im Renaissancestil. Seit 1608 beherbergte der Südwestturm die ungarischen Kronjuwelen. 1755 – 1765 wurde die Burg unter Maria Theresia zur Wohnburg umgebaut. Neben der Kernburg entstanden Wirtschaftsgebäude und ein Rokokopalais für den Kaiser und Maria Theresia. Heute dient sie als Museum und Repräsentationsgebäude.

Am Freitag, den 31. Mai brachte uns der Bus voll von Eindrücken einer intensiven und facettenreichen Reise wieder zurück nach München.

oben rechts: Prof. Dr. Andreas Otto Weber und eine Reiseteilnehmerin bei der Führung auf der Burg, Bratislava, 30. Mai 2024 /
© Lilia Antipow

rechts: In einer Straße von Bratislava /
© Lilia Antipow

Autorinnen lesen! _

Seit 2021 bieten das Online-Projekt „Autorinnen lesen!“ und die Lesereihe „Frauen schreiben Geschichte(n)“ ein Forum für Schriftstellerinnen aus Deutschland und dem östlichen Europa.

Geschichte und Gegenwart der Deutschen und ihrer Nachbarn in dieser Region spielen in ihrem Werk eine exzeptionelle Rolle. Historische Persönlichkeiten und fingierte Figuren werden dabei zu Akteuren in einem fiktionalen Geschehen. Darüber hinaus setzen sich die hier präsentierten Autorinnen in ihrem Werk mit verschiedenen Facetten des Themenspektrums Frauen auseinander: Frauenbilder und mythologisierende Stereotypen des Weiblichen, Formen der weiblichen Freundschaft und ihre soziale und psychologische Funktion, Kunst und Literatur als Schlüssel zu den emotionalen Bedingungen des weiblichen Seins in der Moderne und Postmoderne – und vieles mehr.

In ihrer Lyrik, ihren Romanen und Erzählungen, die vielfach ein individuelles Drama mit historischen Konstellationen und erzählerischer Spannung verbinden, befinden sich Frauen häufig auf der existentiellen Sinnsuche, die sich zwischen Heimat und Fremde abspielt.

Gäste der Programmreihe waren Iris Wolff, Ioana Pârvulescu, Ulrike Schmitzer, Sigrid Katharina Eismann, Ilse Hehn, Carmen Elisabeth Puchianu, Kristiane Kondrat, Hilde Link, Gusel Jachina, Irene Langemann, Elke Bludau, Ulrike Draesner, Lioba Werrelmann, Beate Sauer und Joanna Bator.

Alle Videos aus der Reihe „Autorinnen lesen!“ finden sie hier:

Ilse Hehn, Selbst (Fotografie mit Überschreibung), o.J. / *© Ilse Hehn*

Bücher im Gespräch

Patricia Erkenberg _
Die Lebensreise einer Familie durch Sturm und Stein

Rez. zu: Irene Langemann „Das Gedächtnis der Töchter“. Berlin: Friedenauer Presse 2023. 477 S.

„Das Gedächtnis der Töchter“ ist der Debütroman der bekannten und erfolgreichen Dokumentarfilmerin Irene Langemann. Er erschien 2023 im Verlag Friedenauer Presse und wurde 2024 mit dem Russlanddeutschen Kulturpreis des Landes Baden-Württemberg ausgezeichnet.

Der Roman verfolgt die Geschichte und das Schicksal der mennonitischen Familie Klassen, die 1789 Westpreußen in Richtung Russland verlässt. Sie lassen sich im Gebiet der heutigen Ostukraine, in der Nähe von Saporischschja[1], nieder und bleiben dort über mehrere Generationen. Die Geschichte der Familie ist dabei mit der Geschichte Russlands verbunden. Vom Zarenreich über den Ersten Weltkrieg, die Anfänge des Sowjetrusslands, den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen ist die Familie auch ein Spielball der Weltgeschichte. Fast nebenbei erläutert der Roman die Geschichte der Russlanddeutschen vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Es ist die Chronik einer deutschen Familie, die über Jahrzehnte und Jahrhunderte versucht, für die eigenen Kinder ein besseres Leben zu erschaffen und dabei oft Steine in den Weg gelegt bekommt.

Die Familienchronik wird dabei von Generation zu Generation in weiblicher Linie weitergegeben. Das Buch beginnt mit einer der Protagonistinnen, Vera, dem Alter Ego der Autorin, und erzählt ihre Kindheit und Jugend in der Sowjetunion der 1970er Jahre. Gleich zu Beginn muss sich Vera als „Faschistin“ beleidigen lassen und beginnt, sich mehr und mehr mit der Vergangenheit ihrer deutschen Familie auseinanderzusetzen. Ihr Vater ist der Meinung, sie solle stolz darauf sein, eine Deutsche zu sein. Vera sieht das anders:

> „Warum müssen wir darauf stolz sein? Das Deutschsein ist eine Gegebenheit wie Sommersprossen, Warzen oder schiefe Zähne. Soll ich etwa auf meinen schiefen Schneidezahn stolz sein? Nichts als Ärger haben meine Eltern davon, dass sie Deutsche sind. Russlanddeutsche. Petja und mir schärfen sie ein: Ihr müsst in der Schule besser sein als die anderen, nur so könnt ihr in Zukunft etwas erreichen. Das sei schließlich ihre Erfahrung.“ *(S. 11)*

Der Roman erzählt die Geschichte der Familie nicht chronologisch, es wird zwischen den verschiedenen Zeitebenen und Generationen immer wieder hin und her gesprungen. Dies bereichert den Roman in vielerlei Hinsicht. Zum einen lernt man viele der Protagonistinnen in verschiedenen Rollen kennen: Als Tochter und Schwester, als Mutter und Tante, als Großmutter und mystische Vorfahrin. Der Leser bekommt so einen umfassenden Einblick in ihre Leben, ihre Stärken und

1 russ. Saporoschje.

Irene Langemann, Haus des Deutschen Ostens, München, 24. September 2020 / *© Lilia Antipow*

> „Als ich den ersten gefüllten Eimer zur Ochsenfuhre trug, fing Gretel an zu schluchzen. Eine Leere breitete sich in mir aus. Ich dachte an den bevorstehenden Winter, an die Wassersuppen aus erbettelten Kartoffelschalen, an die Kälte, die sich bis zur Haut durchbeißen würde, an die Wanzen, Läuse, Flöhe, an Juttas Krankheit und die Kinder, um die sie sich nicht mehr kümmern kann, an den Hunger, der uns im eisigen Erdloch auffressen würde.“ *(S. 159)*

Schwächen und vor allem ihren Umgang mit den Traumata der Zeit. Zum anderen hilft dieser Wechsel der Zeitebenen, mit den schweren Themen des Buchs umzugehen.

Der Schwerpunkt des Romans liegt auf der Zeit des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit, in der die Russlanddeutschen in die Verbannung geschickt und später zur Trudarmee – zur Arbeitsarmee – eingezogen werden. Dieser Teil wird hauptsächlich durch Tagebucheinträge von Anna, der Mutter von Vera, wiedergegeben und ist aufgrund der geschilderten Brutalität beim Lesen oft kaum zu ertragen. Immer wieder fragt man sich, wie es möglich ist, dass sich Menschen gegenseitig so viel Leid antun können. Aber auch der Überlebenswille der Menschen ist bemerkenswert. So berichtet Anna in ihrem Tagebuch zum Beispiel vom Tag, als der Familie in der Verbannung, wo sie sich selbst eine „Unterkunft“ in einem Erdloch gebaut hat, die Kartoffelernte konfisziert wird:

Im Dezember 2023 war Irene Langemann zu Gast in der Reihe „Frauen schreiben Geschichte(n)“ und stellte dort „Das Gedächtnis der Töchter“ vor. Im Gespräch zur Lesung bestätigte die Autorin, dass sie die Erzählstruktur mit den wechselnden Zeitebenen wählte, um nicht die Zeit des Zweiten Weltkrieges und die unmittelbare Nachkriegszeit als Tal mitten im Roman zu haben. Sie erklärte außerdem, dass die Tagebucheinträge von Anna zu einem großen Teil auf Erinnerungen von und Gesprächen mit ihrer Mutter basieren, der sie gemeinsam mit ihrem Vater auch das Buch gewidmet hat.

„Das Gedächtnis der Töchter“ ist insofern ein Frauenroman, als dass die weiblichen Familienmitglieder nicht nur im Zentrum des Geschehens agieren, sondern eben auch die Erzählerinnen sind. Ihre Schwierigkeiten, ihre Ängste, aber auch ihre Erfolge und Leistungen stehen im Mittelpunkt. Denn oft werden Romane, die sich über mehrere Generationen erstrecken, in der männlichen Linie erzählt.

Patricia Erkenberg und Irene Langemann bei der Präsentation des Romans „Das Gedächtnis der Töchter“, Haus des Deutschen Ostens, 1. Dezember 2023 / *© Lilia Antipow*

Ein weiteres Thema des Romans ist die Religion. Das Leben der Mennoniten, ihre Riten und Bräuche und ihre besondere Stellung innerhalb der russischen Gesellschaft werden ebenso über die Jahrzehnte und Jahrhunderte dargestellt. Die Veränderungen ihrer Privilegien und ihrer Lebensweise werden dabei deutlich.

„Das viele Beten und die disziplinierenden Tätigkeiten hatten aus dem lebendigen, schwatzhaften Mädchen im Lauf der Jahre eine ernste, sittsame Fünfzehnjährige geformt, die ihre Haare zu einem Knoten zusammensteckte, akkurat geplättete Kleider trug, den Erwachsenen gegenüber folgsam und mit ihrem handwerklichen Geschick ein vorbildliches Mennonitenmädchen war. ‚Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich kauf dir 'nen Mann…'" *(S. 180)*

Irene Langemann gelingt es außerordentlich gut, die schweren und die leichteren Themen miteinander zu verbinden und den Leser damit nicht allein zu lassen. Sie verbindet historische Fakten und Geschichtserzählung mit emotionaler Tiefe und Nahbarkeit. Mit verschiedenen Textformen – Erzählungen, Essays, Tagebucheinträgen – und einer klaren und nicht überladenen Sprache erschafft sie so eine faszinierende Erzählung einer mennonitischen, russlanddeutschen Familie über sechs Generationen.

Irene Langemann stellte ihren Roman „Das Gedächtnis der Töchter" (2023) im Rahmen des Begleitprogramms der Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen. Flucht, Vertreibung, Integration" am 1. Dezember 2023 im HDO vor

Buchcover /
© Verlag Friedenauer Presse

Josef Balazs _ Nachdenken über Ioana P. und ihren Roman „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen" (2021)

Schriftstellerinnen, die auf den Feuilleton-Seiten der „Neuen Zürcher Zeitung" oder der F.A.Z ausgiebig besprochen werden, haben es geschafft!
So geschehen bei Ioana Pârvulescu, deren erster Roman in deutscher Übersetzung 2021 im renommierten Zsolnay Verlag in Wien erschienen ist. Dass die „Siebenbürgische Zeitung" und die „Neue Kronstädter Zeitung" (beide München) auf die Autorin aufmerksam wurden, ist fast schon eine Selbstverständlichkeit, handelt ihr Roman doch über eine Stadt in Siebenbürgen, „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen": über Kronstadt[1]!

Wir wären damit in medias res. – mitten in den Dingen. Trotzdem schlage ich noch einen Bogen. Und zwar zum Verlag: Der 1924 in Wien gegründete Paul Zsolnay Verlag müsste den Lesern der siebenbürgischen Literatur bekannt sein. Ich meine die drei Romane: „Der geköpfte Hahn", „Rote Handschuhe" und „Das Klavier im Nebel" von Eginald Schlattner.

Seit 1996 gehört Zsolnay zum Münchner Carl Hanser Verlag und steht sowohl für deutschsprachige als auch für internationale Belletristik mit einem Schwerpunkt in Süd- und Osteuropa. Autoren der rumänischen Literatur, die bei Zsolnay publizieren, sind die aus Moldawien stammende Liliana Corobca und Mircea Cârtârescu. Und: Ioana Pârvulescu, deren Roman „Inocentii" – wörtlich ins Deutsche übersetzt: „Die Unschuldigen", erschienen 2016 im Humanitas Verlag in Bukarest, nun in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen" vorliegt. Der Übersetzer müsste den Eingeweihten ein Begriff sein: Georg Aescht.

Ioana Pârvulescu dürfte den richtigen Europäern, denen, die mindestens in „drei Sprachen bellen", keine Unbekannte sein. Denn ihr erster Roman „Viața începe vineri" (2009) (dt.: „Das Leben beginnt freitags") machte regelrecht Furore. Bereits 2011 wurde der Roman ins Schwedische übersetzt. 2013 erhielt er den Literaturpreis der Europäischen Union. Der Roman wurde mittlerweile in über zehn Sprachen übersetzt: ins Französische, Italienische, Englische etc. Allerdings nicht ins Deutsche. Ihr zweiter Roman „Viitorul începe luni"

1 rum. Brașov.

Ioana Pârvulescu und Josef Balazs bei der Präsentation des Romans „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen“ (2021), Haus des Deutschen Ostens, München, 24. März 2022 / *© Lilia Antipow*

(2012) (dt.: „Die Zukunft beginnt montags“) erschien ebenfalls im Humanitas-Verlag in Bukarest.

Ioana Pârvulescu ist auch Übersetzerin, und zwar gleich aus mehreren Sprachen, darunter aus dem Deutschen. So hat sie den Barockdichter Angelus Silesius und Rainer Maria Rilke ins Rumänische übertragen.

2018 erhielt Ioana Pârvulescu die Auszeichnung der EU für die beste europäische Kurzgeschichte „A Voice“ (rum.: „O voce“) – „Die Stimme“. Gewidmet wurde sie der Radio Free Europe-Moderatorin und Journalistin Monica Lovinescu, einer Ikone des Widerstandes während der kommunistischen Diktatur in Rumänien in den Jahren 1964–1990.

Versuchen wir nun die Brücke in die Aktualität, zum Hier und Jetzt zu spannen.

In den Ausstellungsräumen des HDO wurden vom 19. Januar bis 4. April 2022 die großformatigen Schwarz-weiß-Fotografien des Berliner Fotografen Jürgen van Buer ausgestellt. Der Titel der Ausstellung lautete: „Fremd : Vertraut. Hermannstadt : Kronstadt. Zwei Städte in Siebenbürgen“. Es ist also kein Zufall, dass die Autorin Ioana Pârvulescu ihren Roman „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen“, erstmalig dem Publikum in Deutschland hier in diesem Haus vorstellte. Denn der Roman handelt von Kronstadt und „macht Fernweh nach Heimat und Heimweh nach der Ferne“, wie Jan Koneffke in der Neue(n) Zürcher Zeitung treffend formulierte.

Der Roman entführt die Leser in die Welt der Kindheit und der politischen Umbrüche im Rumänien der 1960er Jahre. Im Mittelpunkt steht die junge Erzählerin Ana, die mit ihrer Familie in einem Haus in der Wladimir-Majakowski-Strada in Kronstadt lebt. Diese spezifische geografische Verortung ist nicht nur ein Hintergrund, sondern wird zum Symbol für die Verflechtung von persönlichem und kollektivem Schicksal. Annas kindliche Unschuld und Neugierde spiegeln sich in ihren Beobachtungen der Welt um sie herum wider. Sie ist eine aufmerksame Zuhörerin, die die Geschichten ihrer Großeltern aufsaugt. Diese Rückblenden verleihen der Erzählung eine nostalgische Note und zeigen, wie die Vergangenheit die Gegenwart prägt.

Pârvulescu gelingt es, die Traumata der Vergangenheit und die Gewalt- und Terrorzeit unter Nicolae Ceaușescu subtil in die Handlung einzuflechten. Die politischen Spannungen sind omnipräsent, doch sie werden durch die kindliche Perspektive Anas gefiltert, die die Welt mit einer Mischung aus Staunen und Unschuld betrachtet. Diese Sichtweise ermöglicht es dem Leser, die Brutalität der politischen Realität zu erkennen, ohne dass sie die kindliche Sorglosigkeit vollständig überlagert. Anas Sehnsucht nach Unbeschwertheit wird jedoch durch den Tod des Vaters brutal unterbrochen, was einen Wendepunkt in der Erzählung darstellt.

Der Verlust des Vaters ist nicht nur ein persönliches Trauma für Ana, sondern auch ein Symbol für das Ende der Kindheit und den Verlust der Unschuld. Pârvulescu nutzt diesen Moment, um die Herausforderungen des Erwachsenwerdens in einer komplexen politischen Landschaft darzustellen. Die Kindheit Anas wird zunehmend von der Realität der politischen Umbrüche überschattet. Die Erzählung wird dadurch zu einem Spiegelbild der universellen Themen von Verlust und Hoffnung.

Die Geschichten von Ana und ihrer Familie sind nicht nur ein Blick in die Vergangenheit, sondern auch eine Reflexion über die Art und Weise, wie individuelle Schicksale in den größeren Kontext von Geschichte und Politik eingebettet sind. Pârvulescu gelingt es, die Unschuld der Kindheit und die Herausforderungen des Erwachsenwerdens meisterhaft darzustellen, indem sie die emotionalen und psychologischen Auswirkungen der politischen Umbrüche auf das individuelle Leben beleuchtet.

Als sie schon im Flugzeug auf dem Weg zu ihrer Lesung im HDO war, schickte Ioana Pârvulescu mir die Liste der Top20 Bücher, also der meistverkauften Bücher im Monat Februar des Humanitas-Verlages. An erster Stelle: Marc Aurel: „Selbstbetrachtungen“ … und … an zweiter Stelle: Ioana Pârvulescu, „Inocentii“. Also das Buch über die Stadt, „wo die Hunde in drei Sprachen bellen“.

Am 24. März 2022 stellte Ioana Pârvulescu ihren Roman „Wo die Hunde in drei Sprachen bellen“ (2021) im Haus des Deutschen Ostens vor. Josef Balazs (Nürnberg) übernahm die Moderation.

Buchcover / *© Zsolnay Verlag Wien*

Die HDO-Bibliothek als Archiv der Erinnerung

Lilia Antipow _ „Graue Zeiten – Bunte Seiten. Deutschsprachige Kinder- und Jugendbücher im sozialistischen Rumänien“_ Eine virtuelle Ausstellung

Die Ausstellung „Graue Zeiten – Bunte Seiten“ ist ein bemerkenswertes Projekt, das vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München in Zusammenarbeit mit verschiedenen Partnern ins Leben gerufen wurde. Diese Initiative beleuchtet die einzigartige Geschichte der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur in Rumänien während der sozialistischen Ära.

In den Jahren von 1944 bis 1989 verfolgte Rumänien eine für den Ostblock außergewöhnliche Politik der Toleranz gegenüber Minderheiten. In diesem Kontext konnten rund 1.300 Buchtitel für Kinder und Jugendliche in deutscher Sprache veröffentlicht werden. Die Ausstellung bietet einen repräsentativen Einblick in diese Werke und untersucht die Bedingungen, unter denen sie entstehen konnten. Sie stellt die Frage, wie sich die Inhalte und Formen der Kinder- und Jugendbücher im Laufe der Jahrzehnte unter dem Einfluss wechselnder politischer Rahmenbedingungen verändert haben. Zudem wird analysiert, inwiefern Zensur und Materialmangel die Produktion dieser Literatur beeinflussten und welche Rolle die Autoren und Illustratoren dabei spielten.

Gute Bücher motivieren Kinder zum Lesen und fördern ihre Kreativität. Sie suchen in der Literatur nach Vorbildern, die sie prägen. In Rumänien war die Kinder- und Jugendliteratur jedoch stark auf die sozialistische Erziehung ausgerichtet und sollte den muttersprachlichen Unterricht unterstützen. Trotz des Drucks zur Konformität und Materialmangels gelang es vielen Akteuren – Autoren, Illustratoren, Verlegern und Lehrern –, ein vielfältiges und qualitativ hochwertiges Angebot an deutschsprachigen Kinder- und Jugendbüchern zu schaffen.

Buchcover /
© Tobias Weger

Startseite der Projektpräsentation /
© IKGS

Buchcover /
© Tobias Weger

Die Idee für die Ausstellung entstand im Rahmen des IKGS-Projekts „Gelesen, geliebt, gesichert. Massenentsäuerung und konservatorische Sicherung von (Kinder-)Büchern der deutschsprachigen Minderheit im sozialistischen Rumänien“. Dieses Projekt wurde durch die Koordinierungsstelle für die Erhaltung des schriftlichen Kulturguts (KEK) gefördert, die von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM) sowie der Kulturstiftung der Länder unterstützt wird. Im Zuge des Projekts konnten zahlreiche Kinderbücher restauriert werden, die nun in der Ausstellung präsentiert werden.

Die Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens (HDO) trägt ebenfalls zur Ausstellung bei, indem sie wertvolle Buchleihgaben zur Verfügung stellt. Unter den Exponaten befinden sich bedeutende Werke wie Rolf Bosserts „Mi und Mo und Balthasar“ (mit Illustrationen von Helga Unipan, Bukarest: Ion Creangă Verlag, 1980), Alexander Tietz’ „Sagen und Märchen aus den Banater Bergen“ (illustriert von Johann Untch, Bukarest: Jugendverlag, 1956) sowie Biografien von herausragenden Persönlichkeiten wie George Enescu („George Enescu. Mensch und Musiker“, Bukarest: Ion Creangă Verlag, 1974), Joseph Haydn („Joseph Haydn“, Bukarest: Ion Creangă Verlag, 1976) und Richard Wagner („Der Meistersinger Richard Wagner“, Bukarest: Ion Creangă Verlag, 1975) von Gerhild Wegendt.

Die Ausstellung „Graue Zeiten – Bunte Seiten“ bietet somit nicht nur einen Einblick in die literarische Produktion der deutschsprachigen Minderheit in Rumänien, sondern auch eine Reflexion über die kulturellen und politischen Rahmenbedingungen, die diese Werke geprägt haben. Sie lädt dazu ein, die Vielfalt und den Reichtum der Kinder- und Jugendliteratur zu entdecken, die trotz der Herausforderungen und Einschränkungen der Zeit entstanden ist.

Das Projekt wurde vom Bayerischen Staatsministerium für Familie, Arbeit und Soziales über das Haus des Deutschen Ostens finanziert, was die Bedeutung der kulturellen Erhaltung und der Förderung von Minderheitenliteratur unterstreicht. Die Ausstellung ist ein wichtiger Schritt, um das Bewusstsein für die Geschichte und die kulturellen Beiträge der deutschsprachigen Gemeinschaft in Rumänien zu schärfen und deren Erbe für zukünftige Generationen zu bewahren. (Text unter Verwendung der Informationen auf der Ausstellungswebseite: https://shorturl.at/5QyFR)

Buchcover /
© Tobias Weger

Hier geht es zur Ausstellung:

Lilia Antipow _ Ein neues Zuhause für die Schätze der Ostdeutschen Heimatstube Schwäbisch Hall

Die Ostdeutsche Heimatstube in Schwäbisch Hall wurde 1977 eröffnet und befand sich zuletzt in der Unteren Herrngasse 6. Das Anliegen ihrer Gründer bestand darin, die Geschichte und Kultur der Deutschen in ausgewählten Gebieten des östlichen Europas vor der Flucht und Vertreibung zu präsentieren. Diese Initiative war nicht nur ein Versuch, ihr kulturelles Erbe zu bewahren, sondern auch ein Beitrag zur Identitätsfindung der nach dem Zweiten Weltkrieg vertriebenen Deutschen.

Über dreißig Jahre hinweg entstand eine umfangreiche Objektsammlung, die eine Vielzahl von Alltagsgegenständen umfasste. Dazu gehörten Haus- und Landwirtschaftsinventar, Handwerkerzeugnisse wie böhmisches Glas und Gablonzer Schmuck sowie Textil- und Stickarbeiten und Trachten. Diese Objekte waren nicht nur Zeugnisse des täglichen Lebens, sondern auch Ausdruck der kulturellen Vielfalt und der handwerklichen Traditionen. Sie ermöglichten den Besuchern, einen Einblick in die Lebensweise und die Bräuche der Deutschen im östlichen Europa zu gewinnen.

Ein besonderer Bestandteil der Ostdeutschen Heimatstube war die Bibliothek, die mit einem Umfang von 40 Regalmetern eine beachtliche Sammlung an Literatur und Dokumenten beherbergte. Diese Bibliothek war jedoch weder erschlossen noch katalogisiert, was ihre Nutzung und den Zugang zu den wertvollen Informationen erschwerte. Die Aufbewahrung und Pflege solcher Sammlungen ist von großer Bedeutung, da sie nicht nur für die Forschung, sondern auch für die kulturelle Bildung und das Bewusstsein der Öffentlichkeit von Wert sind.

Im Jahr 2004 erfolgte die Auflösung der gesamten Sammlung und ihre Übergabe an die Stadt Schwäbisch Hall. Diese Entscheidung war nicht nur eine logistische Maßnahme, sondern auch ein Schritt zur Sicherstellung der langfristigen Erhaltung der Objekte. Die Objekte wurden in das Hohenloher Freilandmuseum eingegliedert, wo sie in einem geeigneten Kontext präsentiert werden konnten. Von 2006 bis 2020 war eine Auswahl dieser Objekte in der Ausstellung „Heimat verloren – Heimat gewonnen“ zu sehen, die als Teil der Dauerausstellung des Museums im Bahnhofsgebäude des Freilandmuseums stattfand. Die Ausstellung stellte die Thematik der Vertreibung und der Suche nach einer neuen Heimat in den Mittelpunkt und bot den Besuchern die Möglichkeit, sich mit der komplexen Geschichte der Deutschen im östlichen Europa auseinanderzusetzen.

Die Bibliothek der Ostdeutschen Heimatstube fiel an das Stadt- und Hospitalarchiv Schwäbisch Hall. Diese Übergabe war entscheidend, um die wertvollen Bestände zu bewahren und der Forschung und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Im Sommer 2024 übernahm die Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens ca. 300 Medien aus diesem Bestand, die inzwischen erfasst und katalogisiert sind. Diese Maßnahme stellt einen wichtigen Schritt zur ihrer Bewahrung dar.

Zu den Neueingängen in der HDO-Bibliothek gehören Medien wie „Deutsche Heimat. Sudetendeutsche Monatshefte. Blätter der Heimattreue und Heimatliebe für das deutsche Volk“, das in Marienbad[1] erschienen ist, sowie der „Bundes-Kalender“ für Teplitz-Schönau[2] aus dem Jahr 1920 und die „Prager Nachrichten“ aus den 1970er Jahren. Diese Publikationen sind nicht nur von historischem Wert, sondern tragen auch zur Auffüllung von Fehlbeständen in der HDO-Sammlung bei.

Besondere Erwähnung verdienen Ausstellungskataloge, Reiseliteratur und „graue Literatur“, die Publikationen von Personen und Vereinen außerhalb des Buchhandels umfasst. Diese Art von Literatur stellt eine wichtige Quelle für die historische Forschung dar, da sie oft einzigartige Perspektiven und Informationen bietet, die in herkömmlichen Publikationen nicht zu finden sind. Die Erfassung und Katalogisierung dieser Bestände ist daher von großer Bedeutung, um die ganze Vielfalt der historischen Quellen zu dokumentieren und zugänglich zu machen.

1 tschech. Mariánské Lázně (heute Tschechien).
2 tschech. Teplice (heute Tschechien).

Buchcover /
© Lilia Antipow

Buchcover /
© Lilia Antipow

Lilia Antipow, Patricia Erkenberg, Andreas Otto Weber (Hrsg.)
Ungehört – Die Geschichte der Frauen Flucht, Vertreibung, Integration
Broschur, 180 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen
20,00 €
ISBN: 978-3-86222-509-5

Ob bei der Flucht vor Kriegsende oder während der erzwungenen Vertreibung – das Verlassen der Heimat war keine geplante Ausreise. Frauen waren dabei die Ersten, die sich zusammen mit Kindern und Alten auf den Weg nach Westen durch das Kriegs- und Nachkriegschaos begeben mussten.

Am Ende der beschwerlichen Reise ins Ungewisse stand das Leben in rundum beengten Verhältnissen. Der Alltag musste neu organisiert, Konflikte bei der Einquartierung gelöst, Verwandte ausfindig gemacht und Lebensmittel beschafft werden. Viele Männer waren gefallen oder noch nicht aus dem Krieg und der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt und die Hauptverantwortung lastete weiterhin auf den Schultern der Frauen. Zum schmerzlichen Heimatverlust und dem Ringen um ein neues Zuhause kamen u.a. die Benachteiligungen auf dem Arbeits- wie auf dem umkämpften Heiratsmarkt.

Die Publikation beleuchtet die Zeit des ausgehenden Zweiten Weltkriegs und die entbehrungsreichen Nachkriegsjahre bis in die 1970er Jahre.

Umfangreich bebilderter Blick auf Schicksale, Verluste, Erfolge und Leistungen von Frauen in der Kriegs- und Nachkriegszeit

Frauenschicksale der Kriegs- und Nachkriegsgeschichte

Farbenfrohe Trachtenwelt

Die Wischauer Sprachinsel entstand im 13. Jahrhundert als Folge der Ansiedlung deutscher Bevölkerung in der Region Südmähren (heute Tschechien). Bis 1918 war das vornehmlich ländlich geprägte Gebiet Teil der k.u.k.-Monarchie, danach gehörte es zur Tschechoslowakischen Republik. 1939 – 1945 im Bestand des „Protektorats Böhmen und Mähren", fiel es nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder an die Tschechoslowakei.

Die Bauerntrachten fungierten als Zeichen der Zugehörigkeit zur Wischauer Gemeinschaft, die sich regional und ethnisch definierte. Bereits im 19. Jahrhundert stellten sie eine Ausnahmeerscheinung dar. Während Alltags- und Festtrachten vielerorts im östlichen Europa verschwanden, blieben sie in der Wischauer Sprachinsel erhalten.

Die Vertreibung der Deutschen 1946 führte zum Untergang dieser Kultur- und Trachtenlandschaft an ihrem ursprünglichen historischen Ort. In der Bundesrepublik, wo die einstigen Einwohner der Sprachinsel seitdem leben, erhielt die Tracht für sie eine weitere Bedeutung als „Kleid der Heimat", das die Verbindung zu ihren Herkunftsorten versinnbildlicht.

Die Fotografin Annette Hempfling ist von der Wischauer Tracht als ästhetischem Objekt fasziniert. In ihrem Fokus steht weder die Tracht als identitätsstiftendes Gemeinschaftskleid noch dessen kulturelle Praxis. Das Begleitbuch zur Ausstellung präsentiert 54 Fotografien. Je zwei Aufnahmen bilden ein Foto-Diptychon, das als Form „Dialog" und „Konflikt" zwischen zwei Aufnahmen auf der Ebene der Bild- und Musterstruktur erzwingt. Es vereint ästhetische Synergien im Spiel zwischen Linie und Kreis, zwischen Ornament und glatter Oberfläche, zwischen Konkretem und Abstraktem. So werden Wahrnehmungsmuster der Tracht aufgebrochen.

Mit Beiträgen von: Lilia Antipow, Patricia Erkenberg, Jan Kuča, Christina Meinusch und Alexander Karl Wandinger.

Beiträge und hochwertige Fotografien gewähren faszinierende Einblicke in die farbenprächtige Welt der Wischauer Tracht.

Lilia Antipow, Christina Meinusch (Hrsg.)
Tracht(en)Kunst
Die Anatomie der Wischauer Tracht
Hardcover, 96 Seiten, mit zahlreichen hochwertigen Abbildungen
20,00 €
ISBN: 978-3-86222-501-9

Abbildungen

S. 11: Direktor des HDO, Prof. Dr. Andreas Otto Weber /© Annette Hempfling **S. 16 – 17:** Portraits der Zeitzeuginnen / © Martina Kerl **S. 18:** Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Dr. Petra Loibl, bei der Eröffnung der HDO-Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen“ in der Universitätsbibliothek Regensburg, 13. Januar 2025 / © Valentin Kordas **S. 19,1:** Eröffnung der HDO-Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen“ im Erinnerungsort Badehaus Waldram, 2. Reihe, 3. v. r.: Patricia Erkenberg M.A. (HDO), 8. März 2025 / © Justine Bittner **S. 19,2:** Eröffnung der HDO-Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen“ im Museum Bayerisches Vogtland, 1. Reihe, Mitte: Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für Aussiedler und Vertriebene, Dr. Petra Loibl, 1. Reihe, 1. v. l.: Patricia Erkenberg M.A. (HDO), 15. Mai 2025 / © Museum Bayerisches Vogtland **S. 19,3:** Eröffnung der HDO-Ausstellung „Ungehört – die Geschichte der Frauen“ im Haus der Heimat Wiesbaden. V. l. n. r.: Dr. Lilia Antipow (HDO); Hessischer Landesbeauftragter für Heimatvertriebene und Spätaussiedler, Andreas Hofmeister; Hessischer BdV-Landesvorsitzender Siegbert Ortmann; seine Stellvertreterin Rose-Lore Scholz; Hessischer Minister des Innern, für Sicherheit und Heimatschutz, Prof. Dr. Roman Poseck; die Vorsitzende des Unterausschusses für Heimatvertriebene, Aussiedler, Flüchtlinge und Wiedergutmachung im Hessischen Landtag, Annette Wetekam; HDO-Direktor, Prof. Dr. Andreas Otto Weber. 30. Oktober 2024 / © Haus der Heimat Wiesbaden

Impressum

Das HDO-Journal wird herausgegeben vom
Haus des Deutschen Ostens

Redaktion:
Prof. Dr. Andreas Otto Weber (verantwortlich)
Dr. Lilia Antipow

Einwerbung der Beiträge und Organisation:
Patricia Erkenberg M.A.

Anschrift:
HDO-Journal
Haus des Deutschen Ostens
Am Lilienberg 5
81669 München
Telefon: 089 / 44 99 93 – 0
Telefax: 089 / 44 99 93 – 250
E-Mail: poststelle@hdo.bayern.de

Vertrieb und Anzeigenbetreuung:
Haus des Deutschen Ostens München

Titelbild:
Collage / © Peter Berger, Volk Agentur + Verlag, München

Layout und Gestaltung:
Volk Agentur + Verlag, www.volk-agentur.de

Druck:
Druckerei Himmer, Augsburg

Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den jeweiligen Autoren.
Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren und der Redaktion
mit Quellenangabe bei Einsendung eines Belegexemplars an die
Bibliothek des Hauses des Deutschen Ostens gestattet.

© Haus des Deutschen Ostens München

HDO-Presse

HDO-Publikationen

Verein der Förderer des HDO e.V.

Haus des
Deutschen
Ostens

Am Lilienberg 5
81669 München

www.hdo.bayern.de